1,50 DM / Band 160
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

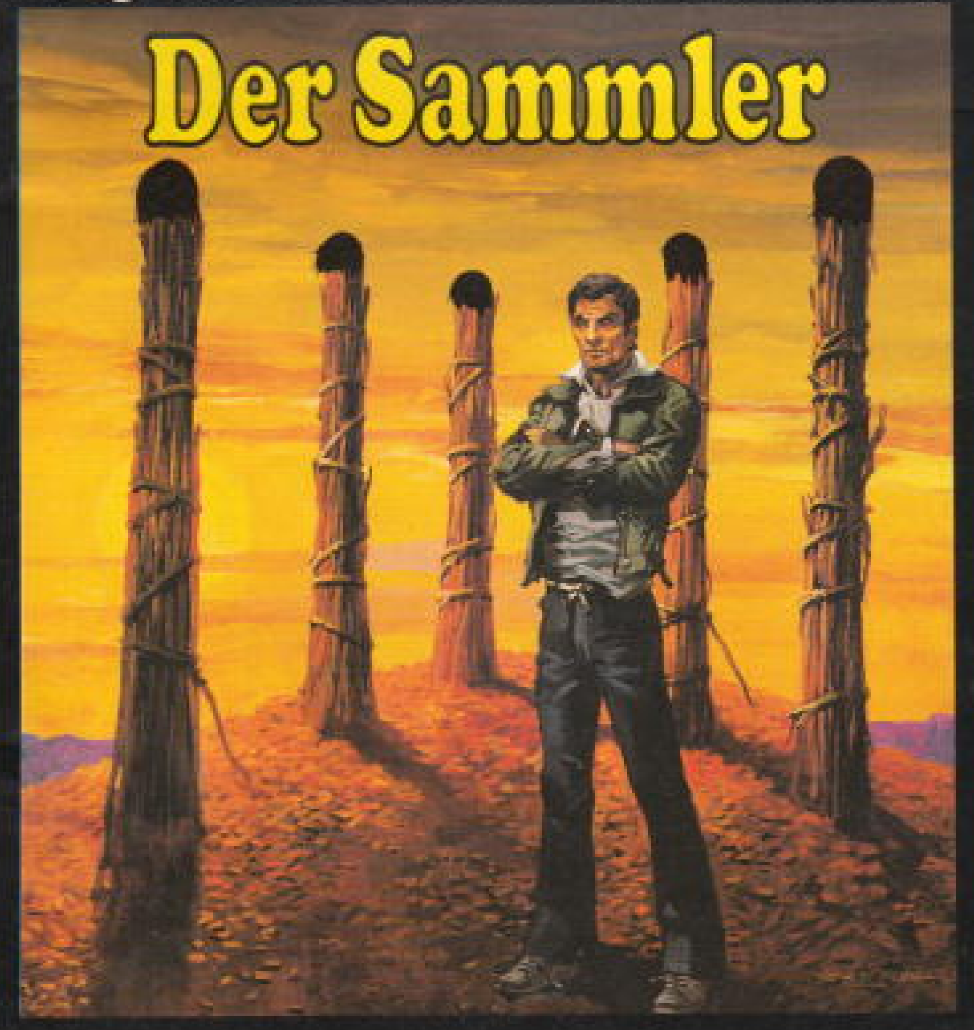
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 I.m. / Spanien P 70



Der Sammler

John Sinclair Nr. 160

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 28.07.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Sammler

Ein diabolisches Grinsen überzog das Gesicht des Mannes. In seinen Augen leuchtete es kalt. Er rieb sich die Hände, und seine trockene Haut raschelte dabei, als würde Papier zerknüllt.

Dann bückte er sich und zog die Tür eines Schranks auf. Das Licht einer alten Deckenlampe fiel auf seinen Rücken, der von der grünen Jacke bedeckt war. Die blaue Hose wollte irgendwie nicht zu der Jacke passen, aber das störte den Mann nicht. Um Modefarben hatte er sich noch nie gekümmert, er wußte überhaupt nicht, daß es so etwas gab.

Er war an ganz anderen Dingen interessiert. An Köpfen!

Denn er war der Sammler!

Tyron Garret fluchte nicht schlecht, daß es ausgerechnet ihn wieder getroffen hatte. Aber was sollte er machen? Beschweren konnte er sich nicht, denn wer vergab schon in dieser schlechten Zeit Nebenjobs? Und einen Nebenjob hatte Ty gefunden, damit er wenigstens etwas von dem halten konnte, was er seiner Frau vor der Ehe versprochen hatte. So war das eben. Vor der Hochzeit großes Mundwerk, und nachher kam der Katzenjammer.

Jetzt fuhr er Kühlschränke für einen Elektrogroßhandel. Warum er sie ausgerechnet nachts transportierte, wußte er nicht, aber er konnte sich vorstellen, daß es dabei nicht immer mit rechten Dingen zuging. Wahrscheinlich waren die Dinger gestohlen. Deshalb durfte Ty Garret auch nicht die bequemen Autobahnen nehmen, sondern mußte sich über Landstraßen quälen. Doch jede Fuhre brachte zehn Pfund, steuerfrei, das lohnte sich schon.

Ein Sender brachte Popmusik. Wenigstens hielt die ein wenig wach, denn die Gegend mochte bei Tag vielleicht schön sein, bei Nacht war sie direkt widerlich.

Da lag die Dunkelheit über den Feldern, als wollte sie nie mehr weichen. Hin und wieder hob sich ein Forst oder Wald von der großen Fläche ab, und weiter im Osten, wo die Hügel begannen, wurde die Straße noch schmaler.

Ein verdammt lausiges Stück England, dachte Ty Garret und drückte das Gaspedal weiter nach unten. Der Wagen benahm sich wie ein störrischer Esel. Er bockte ein paarmal, fuhr aber dann schneller, was Garret wieder beruhigte.

Er klemmte sich eine Filterlose zwischen die Lippen und zündete sie an.

Noch 30 Meilen. Das bedeutete drei Zigaretten, denn alle zehn Meilen verrauchte Garret ein Stäbchen.

Gegenverkehr gab es hier nicht. Wer fuhr schon um diese Zeit durch diese gottverlassene Gegend? Nur Idioten wie er.

Die Scheinwerfer taugten auch nicht mehr viel. Wegen des dürftigen Lichts konnte Garret auch viel zu wenig von der Fahrbahn überblicken. Zudem war er zu faul, die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. So stieg ihm der Rauch hin und wieder in die Augen, daß es brannte.

Die Kurve, die durch ein Warnschild angekündigt war, kannte er im Schlaf. Garret dachte gar nicht daran, mit der Geschwindigkeit herunterzugehen er nahm sie voll.

Und das war sein Fehler!

Denn plötzlich stand die Gestalt auf der Fahrbahn. Der Mann mußte irgendwo aus dem Graben rechts oder links der Straße erschienen sein und rannte in das Scheinwerferlicht.

Ty sah ihn zwar, er bremste auch, doch es war zu spät.

Der Mann lief voll in den Wagen.
Die nächsten Sekunden kamen Ty Garret vor, als würden sie im Zeitlupentempo ablaufen. Zuerst spürte er den harten Schlag. Ein Scheinwerfer zersplitterte, und das Glas blitzte im Restlicht der noch leuchtenden Birne auf. Dann sah Garret den Körper hochwirbeln, und er sah auch das Werkzeug in der Hand des Mannes, das ihm allerdings jetzt aus den Fingern rutschte.
Danach war der Mann verschwunden.
Endlich stand der Wagen.
Ty Garret zitterte. Schweißnaß war er. Innerhalb von Sekunden lief sein Kreislauf Amok.
Es war genau das eingetreten, wovor er sich immer gefürchtet hatte. Ein Unfall.
»Verdammte Scheiße!« heulte er und dachte erst jetzt an das Opfer. Er mußte nachsehen. Und wenn der Mann tot war ja, was geschah dann? Was sollte er tun?
Ty öffnete die Tür des Fahrerhauses und sprang nach draußen.
Seine Knie zitterten. Er schlich förmlich um den Wagen herum und suchte nach dem Mann.
Da war nichts.
Überrascht blieb Garret stehen. Das gab es nicht. Er mußte den Kerl doch sehen. Der war nach dem Aufprall hoch- und dann zur Seite weggeschleudert worden. Wenn er nicht auf der Straße lag, dann vielleicht im Graben.
Und da lag ja auch sein Werkzeug, das er in der Hand gehalten hatte. Eine kleine akkubetriebene Motorsäge. Sie war fast bis in den Graben gerutscht.
Ty schluckte. »He!« rief er. »Hören Sie mich, Mann? Ist Ihnen was passiert? Sind Sie verletzt?«
Er bekam keine Antwort.
Dieser Idiot, dachte Garret und entschloß sich endgültig, im Graben nachzuschauen.
Er brauchte es nicht mehr, denn der andere kam von selbst. Als wäre nichts geschehen, so kletterte er aus dem Graben. Auf allen vieren kam er hervor, richtete sich auf und starrte den Fahrer an.
Garret war stehengeblieben. Unwillkürlich fuhr seine Hand zur Kehle, denn damit hatte er nicht gerechnet. Dieser Typ war überhaupt nicht verletzt. Nur seine grüne Jacke zeigte einige Schmutzflecken. Er hatte dunkles Haar und eine Gesichtshaut, die irgendwie grau erschien, und das kam nicht von der Dunkelheit.
Ty wußte nicht, was er sagen sollte. Ihm fielen nicht die passenden Worte ein. Er wollte sich entschuldigen, aber kein Wort drang über seine Lippen.
Sekundenlang starrten sich die Männer an. Dann machte der andere

plötzlich kehrt, lief an der Ladefläche des Wagens vorbei, nahm seine Säge auf und setzte mit einem gewaltigen Sprung über den Straßengraben, um auf einer Wiese weiterzulaufen.

»Bin ich denn benagelt?« flüsterte Ty und schüttelte den Kopf.

»Der ist doch wohl irre!«

Und plötzlich hatte Garret eine Idee. Seine Angst war verflogen, zudem konnte er sich als einen kräftigen Mann bezeichnen, der sich so leicht nicht ins Bockshorn jagen ließ. Auch nicht durch solch eine Geschichte. Er wollte wissen, was mit dem Kerl los war und was der mit der Säge wollte.

Bäume fällen bestimmt nicht.

Ty Garret rannte los. Zuvor jedoch schaltete er das Licht am Wagen aus und steckte seine kleine Gaspistole ein. Dann setzte auch er mit einem weiten Satz über den Graben.

Es war eine relativ helle Nacht. Der Mond hatte zwar nur seine halbe Größe erreicht, doch in seinem auf die Erde fallenden Licht hob sich die Gestalt des Mannes deutlich von der Wiese ab.

Er rannte querfeldein.

Und Ty hinterher.

Die Wiese war feucht. Zudem hatten zahlreiche Kühe ihre Spuren hinterlassen. Mehr als einmal trat Ty in einen solchen »Spinathaufen«, der ihm jedesmal einen Fluch entlockte.

Der andere drehte sich nicht ein einziges Mal um. Stur rannte er seinen Weg. Wendig kletterte er über einen Stacheldrahtzaun und hetzte weiter.

»Hat der es eilig!« keuchte Garret, dem langsam die Puste ausging. Die Zehn-Meilen-Zigaretten machten sich bemerkbar. Aber er dachte nicht daran, aufzugeben.

Wo mochte der Knabe nur hinrennen?

Irgendwann hatte die Wiese auch ein Ende. Dahinter stieg das Gelände etwas an, und Garret sah einen alten, baufälligen Schuppen auf der flachen Kuppe stehen.

Der andere lief genau darauf zu. Alles deutete daraufhin, daß er sich diesen Schuppen als Ziel ausgesucht hatte.

So war es auch.

Als er den Schuppen erreichte, blieb er stehen und drehte sich um.

Sofort lag Ty Garret flach. Er verschmolz mit dem Boden, betete, daß ihm das Gras genügend Deckung gab und spürte Dreck auf seinen Lippen. Wütend spuckte er aus.

Sein Atem pumpte. Er bekam kaum Luft, die Lungenflügel hatten sich schmerzhaft zusammengezogen, und Garret sagte sich, daß es eigentlich idiotisch war, hier im Dreck zu liegen. Inzwischen hätte er schon sein Ziel erreicht haben können.

Aber er hatte A gesagt und wollte auch noch B sagen.

Vorsichtig hob er den Kopf.
Er sah gerade noch, wie der Kerl vor ihm die Schuppentür hinter sich zuzog. Sogar das Quietschen der Angeln hörte er.
Ty Garret erhob sich aus seiner geduckten Haltung. Jetzt wollte er doch wissen, was dieser Typ in dem Schuppen zu suchen hatte. Vielleicht hatte er dort eine Leiche versteckt oder wollte gar einen Mord begehen?
Tys Herz klopfte schneller. Er sah sich auf einmal im Mittelpunkt eines richtigen Krimis, in dem er den Helden spielte.
Wenn das keine Schau war.
Er lächelte kalt, wie es die Helden auch immer machten, bevor sie losschlugen.
So lautlos wie möglich näherte sich Ty Garret dem Ziel. Der alte Schuppen stand ziemlich deckungslos. Jeder, der sich in ihm befand, hatte freie Sicht nach allen Seiten. Garret dachte daran, daß er noch seine Gaspistole besaß. Die Waffe war wichtig. Er nahm sie auch in die Hand und war davon überzeugt, den Gegner reinlegen zu können.
Dicht neben der Schuppenwand blieb er stehen. Sein Atem mußte sich erst wieder beruhigen, alles weitere würde sich schon finden. Fahrig wischte er sich eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht. Seine Stirn war schweißnaß, das kam von der Aufregung, die ihn umklammert hielt.
Ty Garret suchte den Eingang. Er war bei seinem Anlaufen gegen die Hütte etwas nach rechts abgekommen, jetzt mußte er noch schauen, wo der andere die Hütte betreten hatte.
Weiter rechts sah er die Tür. Sie war recht seltsam. Erst einmal breit, und sie bestand nur zu zwei Dritteln aus Holz, das obere Drittel lag frei, dort konnten größere Leute oder auch Tiere ihre Köpfe hindurchstecken.
Ty Garret war nicht so groß. Er mußte die Tür öffnen, um etwas sehen zu können.
Was er auch tat.
Er fand eine alte Klinke, die nicht mehr faßte, sondern nur lose herunterhing, auch bewegte sich die Tür leicht, das konnte er sehr deutlich sehen.
Ty bekam ein wenig Angst vor seiner eigenen Courage. Seine Hand, die schon auf der Klinke lag, zuckte zurück. Er traute sich nicht so ganz.
Wenn der Kerl da in dem Schuppen zu früh etwas merkte, dann war alles vorbei.
Garret hörte nicht auf seine warnende innere Stimme.
Er zog die Tür vorsichtig auf.
Sie knarrte. Dieses Geräusch schnitt dem Fahrer wie ein Messer durch Mark und Bein. Er verzog das Gesicht, preßte dabei die Zähne

zusammen und schlüpfte in den Schuppen, wobei er sofort den Arm hochhob, um schnell schießen zu können.

Ty Garret brauchte nicht abzudrücken. Der andere hatte ihn entweder gar nicht bemerkt, oder wollte ihn nicht hören. Er wandte Garret den Rücken zu.

Ty wußte nun auch den Grund, weshalb der andere sein Eindringen nicht vernommen hatte.

Die Säge summte.

Obwohl sie ziemlich leise war, übertönte sie jedoch auch die Schritte des Fahrers. Auf Zehenspitzen näherte sich der Mann dem Rücken des anderen. Er wollte sehen, was dieser da vorhatte.

In der Hütte war es dunkel. Ein komisches Gefühl überkam Ty Garret. Auch war der Weg nicht frei. Ty sah ihn durch allerlei Gerumpel verstellt. Eine verrostete Egge und Teile eines Mähdreschers standen herum. An der Wand lehnten zwei Spaten und eine Schaufel.

Als ein Zündholz aufflackerte, zuckte Ty zusammen und duckte sich hastig.

Der Mann zündete eine Kerze an. Es war ihm doch wohl zu dunkel in dem Schuppen.

Der Lichtschein reichte so weit, daß auch Ty Garret mehr erkennen konnte.

Und als er sah, was dieser Mann vorhatte, da glaubte er verrückt zu werden.

Er bekam jede Einzelheit mit, doch sein Verstand weigerte sich, das zu glauben.

Ty Garret wurde Zeuge eines ungeheuren Verbrechens.

Der Mann hatte die Motorsäge wieder aufgenommen, beugte sich zur Seite und dann dem Boden zu.

Denn dort lag ein Mensch.

Starr, unbeweglich, tot…

Aber der Kerl vor ihm machte sich daran, dem anderen, dem Toten, den Kopf abzuschneiden…

***

Ty wollte schreien, nicht ein Wort drang über seine Lippen. Der Schrecken nagelte ihn auf der Stelle fest. So schaute er mit weit aufgerissenen Augen zu, wie sich das Sägeblatt in den Hals des Toten fräste.

Jetzt mußte Blut spritzen, jetzt würde…

Aber es spritzte kein Blut.

Nur Staub quoll auf…

Das Instrument zersägte den Hals. Staub wallte auf, es spritzte kein Blut Ty Garret begriff überhaupt nichts mehr. Er wußte nur, daß er nicht hätte kommen sollen, jetzt noch etwas retten zu wollen, dazu

war es zu spät.
Der andere war fertig.
Noch ein Schnitt, und der Kopf rollte zur Seite. Er sah unheimlich echt aus, die aufgerissenen Augen, der Mund, und Ty Garret hatte das Gefühl, als würden ihn die Augen anklagend ins Gesicht blicken.
Aber das waren keine echten. Ebensowenig wie der Mann echt war, denn der Staub sagte es nur zu deutlich.
Dieser Tote bestand aus Stein!
Er war eine Figur, mehr nicht. Und Figuren konnte man Köpfe abschneiden…
Wenn nur nicht der Gesichtsausdruck gewesen wäre…
Ein zischendes Lachen ließ Ty Garret aufhorchen und auch herumzucken.
Er sprang in die Höhe, schaute zum Eingang hin und sah eine Gestalt, die so grausam war, daß sein Verstand fast durchdrehte.
Er starrte sie an, fühlte im gleichen Augenblick die Kälte in seinen Gliedern und dann nichts mehr…

***

Eine etwas blasse Aprilsonne schob am anderen Morgen die Dunkelheit zur Seite.
Auch in der Provinz Kent erwachte an diesem Morgen das Leben. In den Dörfern und kleineren Städten gingen die Menschen zur Arbeit, die Hausfrauen kauften ein, und alles lief ein wenig langsamer ab, als in London oder Manchester.
Hier hatte man Zeit.
Doch für eine Frau war das Leben nicht sonnig.
Linda Garret machte sich Sorgen. Die zierliche Person mit dem braunen Haar war die Nacht über nicht ins Bett gekommen. Sie hatte keinen Schlaf finden können, denn ihr Mann, sonst immer die Pünktlichkeit in Person, war nicht von seiner Fahrt zurückgekommen.
Linda hatte nie ein gutes Gefühl bei diesen Nachtfahrten gehabt, sie wußte schließlich, daß Ty nicht gerade astreine Waren transportierte, doch bisher hatte immer alles geklappt. Er war nach Hause gekommen und hatte ihr stolz das verdiente Geld auf den Tisch gelegt.
Nun wartete sie vergebens. Er kam einfach nicht zurück. Daß sie ihn geschnappt hatten, daran glaubte Linda auch nicht, denn dann hätte sich längst die Polizei bei ihr gemeldet. Da mußte etwas anderes geschehen sein.
Linda wurde immer unruhiger. Das Baby schrie, wollte sein Essen, und Linda gab ihm die Flasche.
Es verging wieder eine halbe Stunde. Der Kleine kam in sein Bett und schlief.
Ty hatte sich nicht gemeldet!

Jetzt hielt es Linda nicht länger aus. Und wenn der ganze Schwindel platzte, ihr war es egal. Sie rief Tys Auftraggeber an.

Zweimal wurde sie weiterverbunden, und als sich der Mann schließlich bei ihr meldete, da explodierte er fast.

»Auf Ihre Stimme habe ich gerade gewartet!« schimpfte er.

»Wo ist Ihr Mann?«

Linda Garret wurde blaß. »Das… das weiß ich nicht. Deshalb rufe ich Sie ja an.«

Pause. »Sie… Sie wissen es wirklich nicht?«

»Nein.«

»Dann ist der abgehauen und will das Geschäft auf eigene Rechnung machen!«

»Niemals!« rief Linda. »Ty hat schließlich Frau und Kinder. Darauf muß er Rücksicht nehmen.«

»Na ja…«

»Ich melde es der Polizei!«

»Sind Sie wahnsinnig!« keuchte Lindas Gesprächspartner. »Sie können doch nicht einfach…«

»Ich kann, Mister. Schließlich geht es um meinen Mann und nicht nur um ein paar Kühlschränke. Ein Menschenleben hat immer Vorrang, das sollten Sie sich hinter die Ohren schreiben.«

Linda legte auf, ohne den anderen erst noch zu Wort kommen zu lassen. Sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut genommen hatte, aber der andere sollte sich nicht einbilden, daß er sie herumstoßen konnte wie eine Schachfigur. Nein, nicht mit Linda Garret.

Sie war hier in Tullham geboren, kannte jeden und auch die beiden Polizisten. Die würden ihr bestimmt helfen. Der Kleine schlief. Linda zog ihren dünnen Mantel über und verließ das Haus.

Einige Nachbarn wunderten sich, warum Linda nicht grüßte, aber sie hatte es eilig.

In der Polizeistation fand sie die Beamten.

»Ah, Linda!« rief Melvin Nichols zur Begrüßung, »welcher Grund führt dich denn zu mir?«

»Es geht um Ty.«

»Hat er dich verlassen?«

»Unsinn!«

Linda mußte lächeln. Sie kannte Melvin schon länger. Sie waren zusammen aufgewachsen, und der rotblonde schlaksige Polizist hatte sich immer Hoffnungen gemacht, bis eben Ty Garret gekommen war und sich Linda in ihn verliebt hatte.

»Ty ist verschwunden.«

Melvin Nichols schüttelte den Kopf und beugte sich vor, wobei er beide Hände auf die Schreibtischplatte stützte. »Er wird mal einen draufgemacht haben, Linda, das würde ich nicht so sehen.«

Stur schüttelte die junge Frau den Kopf. »Wenn ich sage, er ist verschwunden, dann meine ich das auch so, mein Lieber«, erwiderte sie sehr deutlich.

»Was kann ich machen?«

»Du bist. Polizist, Melvin Nichols. Such ihn.«

»Und wie?«

Linda schüttelte den Kopf. Nichols war nie der schnellste gewesen, das hatte sie immer an ihm gestört, doch daß er auch jetzt noch so reagierte, wollte in ihren Kopf nicht hinein. Andere änderten sich, er wohl nicht.

»Ich möchte, daß wir beide ihn suchen.«

»Sollen wir die Kneipen abgehen?«

»Nein, er war nicht in einer Kneipe. Er ist mit dem Wagen unterwegs gewesen. Begreife das doch.«

Jetzt wurde Melvin Nichols ernster. »Moment«, sagte er und wandte sich an seinen Kollegen. »Haben wir vielleicht ein Protokoll über einen Unfall hereinbekommen?«

Lindas Herz klopfte plötzlich schneller. Unfall, Verletzung, vielleicht Tod…

»Lieber Gott«, flüsterte sie, »laß nichts passiert sein…«

Der zweite Beamte wühlte in einigen Papieren herum, bevor er den Kopf schüttelte.

»Nichts«, sagte Melvin und lächelte die Frau an. »Bist du nun zufrieden?«

»Nein. Höchstens etwas beruhigt, daß es ein Unfall schon nicht mehr sein kann.«

»Dann wird er sicherlich bald auftauchen«, sagte Nichols.

»Sonst willst du nichts unternehmen?«

»Wieso?«

»Aber wir müssen ihn doch suchen. Du mußt einen Trupp zusammenstellen…«

Jetzt lachten beide Polizisten. »Wie denkst du dir das? Wenn mal einer eine Nacht über nicht nach Hause kommt, kann ich ihn doch nicht suchen lassen. Dann wären wir ja immer unterwegs. Außerdem fehlen uns ganz einfach die Leute.«

»All right, ich habe verstanden, Melvin.« Linda wandte sich ab und ging zur Tür.

»Nimm's nicht persönlich!« rief der Polizist ihr noch nach, aber Linda hörte nicht. Sie wollte ihn auch gar nicht hören. Hastig lief sie nach Hause, überzeugte sich, daß der Kleine noch schlief und setzte dann ihre Idee in die Tat um.

Sie wollte ihren Mann selbst suchen, denn sie wußte genau, welche Strecke er fuhr. Und der Mini stand hinter dem Haus, in dem sie wohnten, auf einer Wiese.

Linda rangierte das Fahrzeug von der Wiese auf die Straße. Dabei würgte sie den Motor zweimal ab, ein Zeichen ihrer übergroßen Nervosität. Die Worte des Polizisten spukten ihr noch immer im Kopf herum. Sie war nicht davon überzeugt, daß ihr Mann einen »draufgemacht« hatte. Dazu war er gar nicht der Typ. Außerdem hatte er eine wertvolle Ladung zu transportieren und mußte nüchtern bleiben.

Nein, da war etwas passiert!

Und Linda Garret ließ sich auch nicht davon abbringen, daran zu glauben.

Sie fuhr nicht über die Hauptstraße, sondern näherte sich auf schmalen Wegen dem Ende der Kleinstadt. Linda war bekannt, welchen Weg ihr Mann immer nahm, und den genau wollte sie auch abfahren. Vielleicht traf sie wirklich auf eine Spur, die zu Ty hindeutete. Was die Polizisten, nicht schafften, würde ihr gelingen.

Nach dem Ort begannen die Kurven, wo die Straße in Schlangenlinien durch die Felder und Wiesen führte. An diesem Morgen herrschte ziemlich viel Betrieb. Vor allen Dingen waren es Lastwagen, die ihren Weg durch die Felder suchten. Die Trucks fuhren meist in Richtung Süden. Sie steuerten das Seebad Brighton an, das gar nicht mal so weit entfernt lag.

Linda fuhr eine Viertelstunde. Dann sah sie vor sich eine Kurve, lenkte den Mini hinein und entdeckte auch den Lieferwagen am Straßenrand. Überrascht riß die junge Frau und Mutter die Augen auf. Sie fuhr sofort links an den Straßenrand, bremste und kam dicht hinter dem kleinen Transporter zum Stehen.

Rasch stieg sie aus. Ihr Herz schlug auf einmal schneller, als sie sich dem Wagen näherte. Die Fahrertür war nicht abgeschlossen.

Sie hing auch nur lose im Schloß, war beim Aussteigen des Fahrers also nicht fest zugerammt worden.

Linda wertete dies nicht gerade als ein gutes Zeichen. Sie schaute in das Führerhaus hinein, entdeckte aber nichts, was sie mißtrauisch machte oder ihr irgendeinen Hinweis auf die Anwesenheit des Fahrers übermittelte.

Ty war verschwunden. Sorgfältig untersuchte sie die Polster.

Kein Blut zu sehen, keine Spuren, daß in dieser engen Kabine ein Kampf stattgefunden hatte.

Sie stieg wieder aus.

Ein dunkelblauer Roadster stoppte am Straßenrand, und ein Mann streckte seinen Kopf durch das Fenster mit der herabgekurbelten Scheibe. »Hallo, Linda, kann ich irgend etwas für dich tun?«

»Nein, Thomas, ich bin okay.«

»Dann tschau.«

Der Roadster schoß davon. Thomas war der Playboy des Ortes.

Ihm gehörten mehrere Geschäfte, die er allesamt von seinem Vater geerbt hatte. Hinter Linda war er, auch mal hergewesen, hatte sie aber nicht bekommen. Die Frau war hart und besaß ihre Prinzipien.

Sie wartete so lange, bis der Roadster nicht mehr zu sehen war und schaute sich noch einmal die unmittelbare Umgebung an.

Warum stand der Wagen hier? Das mußte einen Grund haben.

Ihr Mann machte so etwas nicht einfach und ließ seinen Wagen stehen, um dann schnell zu verschwinden.

Etwas mußte ihn daran gehindert haben.

Aber was?

Ihr Blick glitt von der Straße weg und über die Wiesen, wo sie eine alte Hütte stehen sah. Als der Blick von der Hütte wieder zurückflog, da sah sie sehr deutlich die Fußspuren. Sie bildeten einen dunkleren Strich zum hellen Grün der Wiese.

Normalerweise hätte Linda Garret auf solche Dinge nicht geachtet, die Fußspuren wären ihr auch egal gewesen, aber in Anbetracht der Entwicklung sah sie diese Indizien ein wenig anders.

Linda faßte sich ein Herz und sprang über den Graben.

Der Acker war noch feucht vom Tau des frühen Morgens und von der Nacht. Zudem hatte sich das Gras dort noch nicht wieder aufgerichtet, wo die Person zur Hütte gelaufen war.

Und Linda, die mal in ihrer Jugend bei den örtlichen Girl Scouts, Pfadfindern, gewesen war, sah nicht nur eine Spur, sondern deren zwei.

Hier waren also zwei Männer gelaufen.

Linda wurde noch mißtrauischer. Sie runzelte die Stirn, als sie damit begann, die Spuren zu verfolgen, die tatsächlich zur Hütte führten, demnach hatte sie sich nicht getäuscht.

Zum Glück trug sie flache Schuhe, so daß sie ziemlich bequem über die noch feuchte Erde laufen konnte. Kurz vor ihrem Ziel führte der Weg ein wenig bergan, und schließlich stand sie vor der Tür.

Jetzt klopfte ihr Herz noch schneller. Das hatte nicht nur in der schnell laufend zurückgelegten Strecke seinen Grund, sie fürchtete sich auch davor, die Hütte zu betreten.

Aufgeregt huschte die Zunge über ihre Lippen. Die rechte Hand tastete zur Klinke.

Sollte sie oder sollte sie nicht?

Linda gab sich selbst einen innerlichen Ruck und zog die Tür auf.

Halbdunkel.

Es kam ihr plötzlich gefährlich vor, so wie es den Innenraum der Hütte füllte. Sie diente als Lagerplatz für ausrangierte Ackergeräte. Als Linda mit ihren Blicken das Innere durchstreifte, sah sie die Konturen dieser Geräte.

Sie übertrat die Schwelle.

»Ty?« rief sie fragend.
Nein, sie bekam keine Antwort.
Zwei Schritte ging sie noch, dann sah sie den Grund, weshalb Ty keine Antwort mehr geben konnte.
Er lag auf dem Boden.
Sein Kopf fehlte!

***

Linda schrie nicht. Sie war überhaupt zu keiner Reaktion fähig.
Sie blieb einfach stehen und starrte auf den Torso, während die Tränen aus ihren Augen schossen und als nasse Bahnen an den Wangen herabliefen.
Nur in den Knien spürte sie ein nie gekanntes und erlebtes Zittern. So stark, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und nach vorn fiel.
Hart kam sie auf. Sie streckte instinktiv ihre Hände aus und berührte dabei die Leiche.
Da traf sie der zweite Schock.
Der Tote vor ihr war nicht nur ihr eigener Mann und besaß keinen Kopf mehr, es war auch hoch etwas anderes mit ihm passiert.
Sein Körper bestand aus Stein!
Jetzt begann die Frau in wilder Panik zu schreien. So laut, daß es bis zur Straße hin zu hören war…

***

Zuerst scheuchten sie mich um den Sportplatz. Fünf Runden mußte ich laufen.
Und das am Montag.
Aber ich selbst hatte zugestimmt, ein dreitägiges Trainingsprogramm auf mich zu nehmen.
Was das bedeutete, durfte man gar keinem erzählen. Hinterher war ich nicht nur geschlaucht, sondern gerädert. Am ersten Tag begann es ja noch harmlos. Da wurde ich nur um den Sportplatz gejagt, danach Unterricht, dann einen künstlichen Hügel hoch, und da wurde es schon schwieriger. Denn ich hatte Gepäck auf dem Buckel.
Mit zwanzig Kilo ging der Spaß los, dann folgten vierzig, zum Schluß waren es sechzig Kilo.
Und die ehemaligen Kolonialoffiziere grinsten, wenn sie das sahen. Das Gelände befand sich in der Grafschaft Kent, war abgetrennt von der übrigen Umwelt und auch ein Trainingsplatz für Geheimdienstler. So war ich nicht der einzige, der sich über die Aschenbahn zu quälen hatte. Mit mir liefen zwei andere Typen, von denen ich nicht einmal die Namen kannte, aber einer hatte Ähnlichkeit mit Roger Moore. Er war smart und arrogant. Ich hatte erfahren, daß er im Range eines Colonels stand. Gegen ihn war ich als Oberinspektor nur ein kleines

Licht und schlug mich normalerweise mit Gestalten herum, die es nach Ansicht der Geheimdienstleute gar nicht geben durfte.
Mit Geistern und Dämonen.
Daran allerdings dachte ich nicht, als ich in meinem alten Trainingsanzug, der so gar nicht modisch schick war, über die Aschenbahn keuchte und von den grinsenden, stoppuhrhaltenden Ausbildern mit höhnischen Bemerkungen traktiert wurde.
Ich will sie nicht einzeln aufzählen, aber jeder, der beim Militär war, kennt ja die Worte.
Die letzte Runde.
Ich lag hinten.
Die beiden Agenten hatten ungefähr fünfzig Yards Vorsprung, und sie legten sich noch mal kräftig ins Zeug, rissen sich um den Sieg. Auch ich lief schneller, aber ich machte mich nicht kaputt.
Als ich ein wenig später als die anderen über die Ziellinie lief, schaute mich der Ausbilder böse an.
»Lahme Krücke, Sinclair! So was läuft mein Großvater auf einem Bein runter!«
Ich konnte mir eine Bemerkung nicht verkneifen. »Warum haben Sie ihn denn nicht laufen lassen?«
Der Kerl bekam einen roten Kopf. Dann brüllte er: »Im Laufschritt zum Unterricht!«
Auch das machten wir. Dort erwartete uns schon der Geier. Er wurde wegen seines Gesichts so genannt. Der Geier war der Ausbildungsleiter, und er ging sofort in die Vollen.
Wir mußten uns innerhalb von dreißig Minuten durch ein Paragraphenwirrwarr kämpfen, das für einen normalen Erdenbürger unverständlich formuliert war.
Juristischer Kleinkram.
Ich hörte zwar zu, aber meine Gedanken drehten sich dabei um völlig andere Dinge. Ich dachte mehr an Asmodina und die Mordliga. Die Quittung bekam ich prompt.
Man fragte mich ab.
Natürlich konnte ich die Paragraphen nicht herunterrasseln und bekam dafür zwei Minuspunkte.
Der »Lehrer« hatte die Striche kaum in sein Buch geschrieben, da wurde die Tür aufgerissen.
Jetzt ging der Spaß wieder los, wie der Ausbilder sagte, der auf der Schwelle stand.
Wir bekamen das Gepäck übergeschnallt. Zwischen den Baracken führte der Weg zum Hügel.
Da ging die Schinderei richtig los.
Die beiden Agenten grinsten smart.
Eine Viertelstunde später grinsten sie nicht mehr. Da hatten sich ihre

Gesichter ebenso verzerrt wie das meine.
Hügel rauf Hügel runter.
Eine verdammte Plage.
Zudem gab es einen Gepäckwechsel.
Ich bekam die Last mit den vierzig Kilo auf den Buckel geschnallt. Und wieder ging der Spaß los.
Nach fünf Minuten rollte mir der erste Agent entgegen. Er hatte es nicht mehr geschafft, seine Beine gaben einfach nach. Ich konnte noch zur Seite springen und machte weiter.
Der Roger-Moore-Typ und ich waren allein. Und jetzt packte mich der Ehrgeiz. Schließlich war ich auch kein heuriger Hase mehr. Zwar waren meine Schritte ebenfalls schwer und schleppend geworden, die Füße bekam ich kaum noch vom Boden hoch, sondern schleifte sie durch den Sand, aber dem schönen Agenten erging es nicht besser.
Im Gegenteil, er hatte schwerer zu kämpfen.
Nebeneinander wühlten wir uns den Hügel hoch, eingehüllt in eine Staubwolke. Kehrt an der Spitze, wieder hinunter.
Der Knabe vom Geheimdienst drehte sich zu schnell um. Ich sah noch seine aufgerissenen Augen, dann nichts mehr von ihm.
Denn die aufgewirbelte Staubwolke verdeckte ihn, als er die schiefe Ebene hinunterrollte.
Ich blieb stehen.
Zwar mit zitternden Knien, aber immerhin. Zudem gelang es mir noch, ein Grinsen zu produzieren, was die beiden Ausbilder am Fuße des Hügels ärgerte.
»Das Kommando gilt nur für Sie, Sinclair! Hügel runter!«
»Hätte ich auch so gemacht«, erwiderte ich und nahm noch einmal alle Kraft und Konzentration zusammen, obwohl ich mich lieber hinuntergerollt hätte, doch die Blöße wollte ich mir nicht geben.
Auf zwei Beinen kam ich unten an, nahm mein Gepäck von der Schulter und schleuderte es den Ausbildern vor die Füße. »Das wär's wohl«, sagte ich.
Sie grinsten zynisch. »Nein, es geht erst los.«
Neben mir erhob sich stöhnend der »James Bond«. Er konnte sich aber nicht auf den Beinen halten, sondern blieb sitzen. Das war mir ein innerer Vorbeimarsch.
»He, Partner, die Frauen warten«, sagte ich.
»Halt die Schnauze.«
Spaß konnte er auch nicht vertragen.
»Weiter!« schnarrte der Ausbilder. »Geländeeinsatz, meine Herren, wenn ich bitten darf!«
Zuerst mußten wir uns umziehen. Wir bekamen keine Kampfanzüge, sondern normale Kleidung verpaßt. Das Gelände war mit allerlei elektronischem Spielzeug vollgestellt. Ferngesteuert und von

versteckten Kameras überwacht, konnte jeder Aufseher am Monitor seinen Schützling im Auge behalten. Und per Knopfdruck konnte er auch die entsprechenden Gegner herbeizaubern.

Pappfiguren, manche als harmlos dargestellt, andere wiederum waren böse Killer.

Es kam darauf an, richtig zu reagieren. Erwischte man eine nicht bewaffnete, unbeteiligte Person, gab es Minuspunkte. Bei einem richtigen Treffer wurden die Punkte auf dem Pluskonto gut geschrieben.

Fünf Minuten blieben uns nur. Bevor ich in die normale Kleidung stieg, duschte ich noch kurz.

Zwei Minuten duschen, eine Minute abtrocknen, dann umziehen.

Freunde, das war eine Hetze.

Ich stand als erster vor der Baracke und starrte in den grauen Himmel, wo die blasse Aprilsonne gar nicht richtig durchkommen wollte. Dann keuchten die beiden anderen herbei. Sie hatten länger gebraucht und waren noch ziemlich wacklig in den Knien.

Natürlich kassierten sie einen Anschiß, was mich allerdings nicht weiter kümmerte.

Im Laufschritt ging es weiter.

Das Gelände begann dicht hinter den Baracken. Wald, ein paar Hügel, hin und wieder Hindernisse aus Stacheldraht, künstlich angelegte Tümpel und Seen.

Drei Männer im Gelände. Da konnte es leicht sein, daß einer auf den anderen schoß, aber dieses Risiko gingen die Ausbilder bewußt ein. Verdammt, es war wirklich kein Zuckerschlecken.

Wir mußten uns trennen. Jeder bekam sein Areal abgesteckt.

Ich mußte ziemlich an den Rand, wo auch der Zaun verlief.

Fünf Minuten gab man uns, dann wurden die Spielzeuge angestellt. Wir schossen allerdings nicht mit Kugeln, sondern besaßen Spezialwaffen, deren Magazine mit Hartgummigeschossen gefüllt waren.

Ich wog die Kanone in der Hand.

Es war ein komisches Gefühl. Irgendwie hatte ich mich immer auf die Beretta verlassen, doch nun strolchte ich mit dieser Knarre durch die Gegend.

Mal sehen.

Sie hatten den Wald ziemlich dicht gepflanzt. Auch der Boden war mit Unterholz bedeckt. Dort irgendwo lagen die Puppen versteckt, die auf Knopfdruck hin hochschnellten.

Da geschah es.

Ich hatte erst drei Schritte hinter mich gebracht, als die Puppe vor mir auftauchte.

Ziehen, zielen und…

Das Ding war harmlos. Eine grinsende Marktfrau mit rosigen Wangen schaute mich an.

Allerdings wies die Pappdame einige Kugellöcher auf, ein Zeichen, daß sich meine Vorgänger ein paarmal vertan hatten.

Ihr Pech…

Ich ging weiter.

Links und rechts schaute ich, suchte meine Gegner, aber niemand erschien. Man ließ mich in Ruhe.

Bis ich über mir das Rascheln der Blätter hörte. Sofort ging ich in die Knie, sprang zur Seite und riß die Waffe hervor, die man nach jedem Schuß wieder wegstecken mußte. Ich schoß.

Genau den berühmten Sekundenbruchteil früher, wie der bewaffnete Pappkamerad, der im Geäst hing.

Kopfschuß.

Es klappte ja doch.

Der Pappkiller verschwand wieder.

Ich hatte mein zweites Erfolgserlebnis. Weiter schlich - ich durch den Wald.

Natürlich konnten die Dinger auch im Rücken auftauchen, dann wurde es kritisch, denn nicht immer machten sie sich über einen Lautsprecherton bemerkbar. Man mußte seine Augen wirklich schon überall haben. Als ich einen Blick in die Höhe warf, sah ich im Geäst einer Ulme etwas blinken. Ich wollte schon schießen, als ich die Augen einer Kamera erkannte.

Ich wäre gern auf den Baum geklettert und hätte ein Tuch über die Linse gehängt, aber so etwas kostete Kraft, und die benötigte ich noch in den nächsten Minuten.

Dann schossen sie aus dem Gebüsch.

Gleich zwei von diesen nachgemachten Mördern.

Ich sah die Maschinenpistolen, hechtete zur Seite, mein Arm verfing sich irgendwo im Wurzelwerk, und ich bekam meine Kanone nicht aus der Schulterhalfter.

Die Kerle schossen.

Ein paarmal blitzte es auf. Elektronische Lichtspeere, die Kugelabschüsse imitieren sollten. Dann verschwanden meine Freunde wieder. Und ich hörte die blechern klingende Stimme.

»Sie wären schon tot, Sinclair. Das gibt Minuspunkte.«

Ich wühlte mich vom Boden hoch, schaute in die Kameralinse und zeigte einen Vogel.

Dann marschierte ich weiter.

Buschwerk versperrte mir den direkten Weg. Zwischen den Zweigen sah ich etwas schimmern.

Einen Tümpel!

Die Oberfläche sah grün aus. Zahlreiche Algen machten das Wasser

zu einer trüben Brühe. Um weiterzukommen, mußte ich den alten Tümpel umrunden.

Feucht war der Weg, auch rutschig. Nach einigen Schritten hatte ich einen freien Blick auf den Tümpel.

Und da schossen sie hoch.

Drei bewaffnete Gegner.

Diesmal paßte ich auf. Bevor die noch abdrücken konnten, hatte ich meine Waffe gezogen und ballerte los, während ich mich leicht duckte und in dieser Stellung stehenblieb.

Die Gummigeschosse hieben gegen die Körper der Pappkiller und schleuderten sie zurück. Der Reihe nach klatschten sie ins Wasser. Diesmal hatte ich gewonnen.

Etwas knarrte in meinem Rücken.

Noch mit der Waffe in der Hand, kreiselte ich herum, wollte schießen und nahm im letzten Augenblick den Finger vom Stecher. Hinter mir stand ein Girl, das nur einen winzigen Bikini trug.

Leider war die Kleine nicht echt und schon leicht angeschmutzt.

»Drei Treffer, Sinclair!«

Die Lautsprecherstimme schallte wieder durch den Wald. Ich winkte und ging weiter.

Auch im anderen Teil des Geländes reagierte man ähnlich. Von dort hörte ich ebenfalls die blecherne Lautsprecherstimme. Meine Kollegen waren also kräftig am Werk.

Ich ging weiter, Zwei große Bäume zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie standen dicht nebeneinander, der Zwischenraum betrug nicht mal ein Yard.

Hinter einem Stamm wischte die Figur hervor.

Bewaffnet.

Wieder war ich schneller, und das Gummigeschoß haute den Pappkiller von den Beinen.

So langsam begann mir die Sache Spaß zu machen, denn ich bekam die nötige Routine. Meine Reflexe waren in Ordnung, die Bestätigung bekam ich geliefert.

Noch zwei weitere Killer legte ich um. Auf einen dritten harmlosen Mann fiel ich nicht herein und gelangte immer näher an den Zaun des Geländers.

Schließlich sah ich ihn vor mir.

Aber auch das Loch, das jemand hineingeschnitten hatte. Ich wunderte mich darüber. Wer ging schon freiwillig in dieses Gelände? Ich lenkte meine Schritte auf den Zaun zu und achtete nicht so sehr auf den Boden vor mir.

Deshalb stolperte ich über den Kopf!

***

Im ersten Augenblick glaubte ich, mit der Fußspitze gegen einen Stein gelaufen zu sein. Die Zehen taten mir weh, und ich verzog schmerzhaft das Gesicht.

Dann aber änderten sich meine Züge. Erstaunen, auch Entsetzen sowie Ungläubigkeit breiteten sich aus. Es war wirklich ein Schädel, der vor mir am Boden lag.

Was heißt lag?

Er sah aus, als würde er aus dem Boden wachsen. Und das Gesicht sah so echt aus, daß man das Gefühl haben konnte, es würde leben. O verdammt, das war ein Schlag.

Ich ging in die Knie, streckte meine Arme aus und strich mit den Fingerspitzen über den Kopf.

Die Masse war zwar hart wie Stein, sie fühlte sich jedoch nicht so an. Nicht kalt, sondern eher warm, als würde das Blut noch durch die Adern laufen.

Etwas komisch war mir schon zumute, als ich den Kopf mit beiden Händen an den Wangen umfaßte und ihn hochhievte. Dann hielt ich ihn in den Händen, drehte ihn herum und schaute mir die Schnittstelle an. Der Kopf war sauber abgetrennt worden. Dazu mußte man eine Steinsäge verwendet haben.

Aber wieso?

Wer sägte Köpfe von irgendwelchen Figuren ab und legte sie in einen Wald?

Diese Frage beschäftigte mich. Zudem hatte ich noch nie so echte Gesichtszüge bei einer Plastik oder einer Statue gesehen.

Dieser Kopf machte mir den Eindruck, als würde er jeden Moment anfangen zu leben.

Vergessen war die Scheucherei, jetzt interessierte mich nur der Schädel.

Ich legte ihn wieder zu Boden.

Einige Sekunden schaute ich nachdenklich auf ihn nieder. Dann hatte ich eine Idee.

Ich lief zwar nicht mit meiner Beretta, der Dämonenpeitsche oder dem Silberdolch durchs Gelände, aber mein Kreuz hatte ich doch nicht abgenommen.

Damit wollte ich einen Versuch starten.

Ich streifte die Kette über meinen Kopf, bückte mich und berührte mit dem Kreuz den Kopf.

Kaum hatte das Kruzifix Kontakt, als es schon geschah. Der Kopf, eben noch reglos, reagierte. Das steinerne Gebilde riß weit seinen Mund auf, und ein gellender Schrei drang aus der Kehle.

Ein Schrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ, und eine kalte Gänsehaut über den Rücken jagte.

Dann löste sich der Schädel auf.

Unter meinen Händen bröckelte er auseinander und wurde langsam zu Staub, der als graue Schicht auf dem Boden liegenblieb.
Das war es also.
Ohne es zu wollen, war ich wieder in einen heißen Fall hineingestolpert, denn daß ich es hier nicht mit einem normalen Schädel zu tun hatte, war mir längst klargeworden.
Unheimliche Dinge spielten eine Rolle.
Ich mußte nur noch herausfinden, um welches Rätsel es sich handelte. Die Lautsprecherstimme unterbrach meine Gedankenzüge. »Sinclair, schlafen Sie da ein?«
Nein, ich schlief nicht. Ich war selten so wach wie damals. Eine Antwort zu geben, hatte keinen Sinn. Zudem interessierten mich die Männer auch nicht mehr.
Ich machte kehrt und wollte so schnell wie möglich zu den Baracken zurück.
Da sah ich die Frau.
Abrupt blieb ich stehen. Die Frau lugte hinter einem Baumstamm hervor, und ich konnte genau erkennen, daß sie grüne Haare besaß. Mit zwei Sprüngen hatte ich die Stelle erreicht, doch von der Frau war nichts mehr zu sehen.
Sie schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Narrte mich der Spuk? Bildete ich mir jetzt schon etwas ein?
Nein, an Halluzinationen litt ich nicht, obwohl ich einen Job hatte, bei dem man schon leicht durchdrehen konnte, doch den kühlen Kopf hatte ich mir bewahrt.
Wieder die Stimme. »He, Sinclair, was ist? Drehen Sie durch oder wollen Sie nicht mehr?«
»Genau das«, brummte ich und machte mich auf den Weg. Ich kümmerte mich nicht mehr um die aufspringenden Pappkollegen, sondern stampfte querbeet auf die Baracken zu.
Hin und wieder keifte es aus den Lautsprechern. Die Ausbilder drehten fast durch, und ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen. Aus dem Training war plötzlich Ernst geworden, das wollte ich auch den anderen zu verstehen geben. Falls das überhaupt nötig war, denn mein Sonderausweis berechtigte mich dazu, bei Gefahr zu unpopulären Mitteln zu greifen, ohne gleich die örtlichen Dienststellen oder Polizeibehörden einzuweihen.
Ich geriet bei meinem Gang zwangsläufig auch in das Gebiet der anderen beiden Testpersonen.
Und plötzlich tauchte der nachgemachte James Bond vor mir auf. Sein Gesicht war gerötet und verzerrt, der Knabe stand unter Streß und hielt mich für einen Gegner.
Die Kanone in seiner Hand ruckte hoch.
Auch Gummigeschosse sind nicht harmlos. Ich hatte keine Lust, mir

solch ein Ding einzufangen und sprang rasch zur Seite.

Der Typ schoß tatsächlich.

Das Gummigeschoß fehlte und traf irgendwo einen Baum. Ein Tritt schleuderte dem Kerl die Waffe aus der Hand. Ungläubig glotzte er mich an.

»Schau nächstens genauer hin, wenn du schießt!« rief ich ihm zu und ließ ihn stehen.

Die Blechstimme schräg über uns keifte etwas von Punktverlust und Disqualifikation. Ich kümmerte mich nicht darum und lief weiter meinem Ziel entgegen.

Nach einigen Minuten sah ich die Umrisse der Baracken durch die Zweige und Äste schimmern. Ich hatte das Lager erreicht.

Aus dem Eingang stürzte der Geier. Auch er war hochrot im Gesicht, wie der nachgemachte James Bond. Er sah mich, wollte erst auf mich zurennen, als ihm einfiel, daß ich ihm wohl eine Erklärung schuldig war. So blieb er stehen, stemmte beide Hände in die Hüften und schaute mir finster entgegen.

»Sie sind wohl von allen guten Geistern verlassen?« schrie er mir entgegen. »Wollen Sie einen Querbalken in Ihre Personalakte bekommen, Mann?«

»Den Balken haben Sie vor der Stirn, Meister«, erwiderte ich respektlos und drängte mich an ihm vorbei.

Er schnappte nach Luft, lief noch roter an und brüllte, daß es laut durch die Kaserne hallte: »Stehenbleiben!«

Ich drehte mich um, machte »cheese« und ging weiter.

Jetzt rannte er hinter mir her. Vor meinem Zimmer fing er mich ab und drehte mich herum.

»Das haben Sie nicht umsonst gemacht!« zischte er und sprühte mir Speichel ins Gesicht. »Schlapp wie eine Sau und dann noch…«

Ich hob nur die Brauen. Irgend etwas mußte in meinen Augen gestanden haben, denn der Kerl verstummte.

»Die schlappe Sau habe ich überhört«, erwiderte ich leise, »sonst mache ich Ihnen nämlich Ärger. Außerdem ist dieser Einsatz für mich beendet. Ich habe andere Aufgaben zu erfüllen, und wenn Sie sich immer noch aufregen, sehen Sie sich dies an.« Ich holte meinen Ausweis hervor und hielt ihn ihm unter die Nase.

Der Geier schluckte. »Schon gut«, sagte er dann, »vergessen wir die Sache.« Er machte kehrt und ging eilig davon.

Ein widerlicher Leuteschinder, der sofort kleine Brötchen backte, wenn einer mit einem Stempel im Ausweis erschien. Nach unten treten, nach oben dienern. Das sind die richtigen, die ich so gerne hatte. Aber diese Typen gibt es leider überall.

Ich betrat mein Zimmer.

Diesen Vorteil hatten wir gegenüber normalen Soldaten:

Einzelzimmer. Sie waren jedoch sehr spartanisch eingerichtet. Ein altes Feldbett als Lager, ein Spind, ein Tisch, das war's auch schon.

Und der Stuhl mit den Metallbeinen.

Ich trat ans Fenster. Von hier aus hatte ich einen Blick über das Gelände. Zwar lag der Raum im ersten Stock, aber zahlreiche Bäume versperrten die Sicht, so daß ich nicht bis zum nächsten Ort schauen konnte. Zudem war es auch leicht dunstig.

Ich drehte mich um.

In der Drehung noch hörte ich die zischelnde Stimme. »Du hast ihn zerstört. Du hast den Kopf zerstört. Ein Frevel, der nur mit Blut abgewaschen werden kann. Denn für diesen Kopf wird er sich deinen holen…« Ein letztes, hämisches Lachen, dann war Ruhe.

Ich hatte meine Hand um das Kreuz gekrampft und fühlte auch die Wärme.

Es hatte tatsächlich auf die Nähe eines Dämons reagiert. Aber gesehen hatte ich keinen.

Meine eigene Beretta lag im Spind. Die wollte ich hervorholen, denn ohne die Waffe fühlte ich mich irgendwie hilflos. Ich ging zu dem Metallschrank, öffnete die Tür und griff nach oben auf die Ablage, wo ich die Waffe nebst Reservemagazin verstaut hatte.

Es blieb beim Vorsatz. Kaum hatte ich die Ablage berührt, als ich das Zischeln vernahm, und einen Moment später stürzten kleine, grüne Schlangen auf mich zu…

***

Auf dem Dach drehte sich das Rotlicht. Der Polizeiwagen stand hinter dem mit Kühlschränken beladenen Lieferwagen. Die beiden Beamten aber hatten ihr Fahrzeug verlassen und waren zur Hütte gelaufen, wo sich auch ein Arzt um die schreiende Linda Garret bemühte. Sie hatte einen Krampf bekommen, und der Doc spritzte ihr ein Mittel dagegen.

Melvin Nichols war ebenso blaß wie sein Kollege. Sprachlos starrte er auf den Versteinerten ohne Kopf. »Ich begreife das nicht«, flüsterte er. »Du, Dean?«

Dean Summer hob die Schultern. Diese Geste sagte alles. Etwas Ungeheures war in die Ruhe der kleinen Stadt eingebrochen. Hier lag ein versteinerter Mensch, der am Tage zuvor noch völlig normal gewesen war.

»Wie kann das nur kommen?« murmelte Melvin.

Der Arzt fühlte sich angesprochen. »Ich habe auch keine Erklärung«, erwiderte er. »Alles ist so unwahrscheinlich, so unerklärlich. Ich weiß wirklich nicht…«

Melvin Nichols winkte ab. »Schon gut, Doc. Wir schaffen den Toten weg und bringen ihn ins Schauhaus.«

»Und dann?«
»Können und sollen sich andere darum kümmern.«
»Wer, zum Beispiel?«
»Scotland Yard, mein Lieber. Ich werde denen Bescheid geben. Das hier ist mir viel zu hoch.« Er schaute seinen Kollegen Dean Summer beifallheischend an, doch der sagte nichts. Er hatte die Stirn in Falten gelegt und schien über irgend etwas scharf nachzudenken.
Melvin stieß den fast doppelt so alten Kollegen an. »Was ist mit dir?« Summer kam zu keiner Antwort, denn zwei Helfer holten die Frau ab, die nur noch wimmerte. Sie legten sie auf eine Trage und zogen mit ihr davon.
»Wie wird der Kleine das nur aufnehmen?« murmelte der Arzt.
»Verdammt, es ist schlimm.«
Plötzlich sprach Dean Summer. »Ich glaube, ich weiß, wie es zusammenhängen könnte.«
Die beiden anderen Männer schauten ihn an. »Und?«
»Denkt mal an die Geschichte dieser Lady Delarosa.«
Melvin lachte. »Meinst du das Märchen, das vor dem Ersten Weltkrieg hier die Runde gemacht hat?«
»Es is kein Märchen.«
»Und wieso nicht?«
»Weil sich das hier vor unseren Augen wiederholt hat, was die Alten damals erzählten. Sie haben die Lady Delarosa für eine Medusa gehalten. Und so aus der Luft gegriffen ist das nicht. Ich brauche mir doch nur die Versteinerten anzuschauen.«
Melvin Nichols schüttelte seinen Kopf, während der Arzt mit den Fingern durch seinen Bart strich. »Medusa«, murmelte er, »ist das nicht die alte griechische Sage, von der Frauensperson mit Schlangen auf dem Kopf?«
»Das ist sie«, bestätigte Dean Summer. »Und wer sie ansieht, wird zu Stein.« Er räusperte sich. »Genau wie dieser Mann vor uns. Er ist auch zu Stein geworden.«
»Dann wäre die Medusa frei«, meinte der Arzt.
»So ist es.«
»Das geht ja nicht. Wenn ich die alte Geschichte richtig in Erinnerung habe, so ist sie damals in eine Säule ihres Hauses eingemauert worden. Das hat man wenigstens erzählt.«
»Ja, Doc.«
»Dann könnten wir die Säule doch aufhauen und nachsehen«, schlug Melvin Nichols vor.
»Wäre eine Möglichkeit«, stimmte sein Kollege zu. »Nur ist sie zu gefährlich.«
»Mach dir doch nicht in die Hose, Dean. Das sind Ammenmärchen, verdammt!«

»Und der Tote, ist der auch ein Märchen?«

»Nein, aber es wird sich eine Erklärung finden. Ich glaube nicht an diesen Quatsch.«

»Ich wünschte, daß du recht behältst«, murmelte der ältere Polizist. »Ich wünschte es wirklich.«

»Laßt uns die Leiche wegschaffen. Sollen sich meinetwegen die Yardleute den Kopf darüber zerbrechen«, sagte Nichols. »Ich habe meine Aufgabe erfüllt.« Er verließ die Hütte, blieb vor der Tür stehen und zündete sich eine Zigarette an.

Sein Blick fiel auf den Lieferwagen. Beide Autos hatten Schaulustige angelockt. Daß etwas passiert war, hatte sich im Dorf herumgesprochen, doch niemand wußte etwas Genaues, und das ärgerte die meisten Zuschauer beträchtlich.

Nichols blies den Rauch gegen den Wind. Diese Medusa hatte er längst wieder vergessen. Er interessierte sich für etwas ganz anderes. Was hatte dieser Tyron Garret eigentlich des nachts zu fahren gehabt? Da schien einiges nicht zu stimmen, und Melvin Nichols beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Er warf den Glimmstengel weg, trat ihn aus und ging quer den kleinen Hang hinunter. Wenig später stand er vor dem Wagen. Er sah auch die Beschädigungen vorn und konnte sich keinen Reim darauf machen. Irgendein Geheimnis umgab das Fahrzeug.

Die Ladetüren waren verschlossen. Aber Nichols hatte im Führerhaus den Schlüssel stecken sehen. Er ging hin, zog ihn heraus und fand im Schlüsselbund auch den Schlüssel für das hintere Türschloß.

Zuschauer traten neugierig näher. Sie wollten sehen, was Nichols da machte. Auf ihre Fragen hatte er bisher nicht geantwortet, jetzt scheuchte er sie weg.

»Verschwindet!«

Sie hörten nicht.

Nichols schaute auf seine Uhr. »Wer innerhalb einer Minute nicht seinen Platz geräumt hat, der bekommt ein Verfahren an den Hals. Das gilt auch für dich, Reegan.«

Reegan war der Reporter der lokalen Zeitung. Er wollte protestieren, doch Melvin war hart. Schließlich zog Reegan ab, und der Polizist konnte endlich öffnen.

Beide Türhälften klappte er auf.

Viel hatte er ja nicht erwartet, doch als er die zahlreichen Kartons sah, wurde sein Blick doch leicht enttäuscht. Das schienen ja wirklich nur Kühlschränke zu sein, wie er an der Größe ungefähr erkannte. Sie standen dicht nebeneinander, aber in der Mitte befand sich noch soviel Platz, daß er sich hindurchschieben konnte.

Melvin zögerte nicht, sondern stieg auf die Ladefläche und schaute genau nach.

Die Deckel ließen sich leicht abreißen. Die Kunststoffplatte eines Kühlschrankes kam zum Vorschein. Beim nächsten und übernächsten das gleiche. Die Laune des Polizisten sank auf den Nullpunkt.

Er fragte sich nämlich, warum der Elektrohändler den Wagen nicht abholen ließ. Solch eine Ladung brauchte nicht auf der Straße zu stehen. Melvin kannte den Empfänger.

Er hieß Abe Holbrook und stammte angeblich aus London.

Überprüft hatte das noch niemand. Er gehörte zu den reichsten Leuten im Ort, war überall gut angesehen und spendete fleißig für die Kirche und sonstige karitativen Zwecke.

Melvin war jedoch davon überzeugt, daß dieser Abe Holbrook Dreck am Stecken hatte. Deshalb wühlte er auch so verbissen die Verpackung der Kühlschränke auf. Er fand nichts.

»Shit!« fluchte er und schluckte seinen Ärger hinunter. Als er die letzte Verpackung zerstört hatte, sah er ebenfalls nur die Abdeckplatte des Kühlschranks vor sich.

Wütend verließ er den Wagen.

Mehrere Männer trugen soeben den zu Stein gewordenen Toten aus der alten Baracke. Er war durch eine Decke verhüllt, so daß die Gaffer nichts mitbekamen.

Man legte ihn in den Leichenwagen, der sofort abbrauste.

Melvin Nichols winkte seinem Kollegen.

Dean Summer kam heran.

»Hör zu«, sagte Nichols, »ich fahre diesen Wagen persönlich zu meinem Freund Abe Holbrook, okay?«

»Klar. Soll ich dann den Yard verständigen?«

»Kannst du machen.«

»Wann kommst du ungefähr zurück?« wollte Summer wissen.

»Weiß ich nicht genau. Rechne mit einer Stunde.«

Summer nickte.

Die beiden trennten sich. Melvin stieg in das Fahrerhaus des Lieferwagens. Er freute sich schon auf die Fragen, die er Abe Holbrook stellen wollte…

***

Sie kamen mir entgegen wie ein Wasserfall. Alles quirlte und ringelte durcheinander, zischte und züngelte.

Ich warf mich blitzschnell zurück, ließ die Beretta sausen, stieß gegen den Tisch und warf ihn um. Die Schlangen klatschten zu Boden. Jetzt sah ich sie genauer. Sie waren ungefähr halb so lang wie ein normaler Männerarm, aber ungeheuer schnell und wendig. Lautlos glitten sie auf mich zu.

Zwanzig waren es bestimmt.

Mit einem Sprung hatte ich das Bett erreicht. Gerade noch

rechtzeitig, denn eine Schlange wollte zubeißen. Sie hüpfte regelrecht nach vorn, das hatte ich noch nie erlebt, nicht einmal bei Asmodinas Schlangen, die sie in ein Hochhaus geschickt hatte, als wir Shaos Geburtstag feiern wollten. [1]

Als eine Schlange auf das Bett glitt, trat ich zu. Meine Fußspitze erwischte sie gut. Das Tier klatschte dicht neben der Tür gegen die Wand, ringelte aber sofort wieder weiter.

Für mich wurde es langsam kritisch.

Zur Tür konnte ich nicht, es sei denn, ich wäre geflogen, aber das war mir leider nicht möglich. Als einziger Ausweg blieb das Fenster, es befand sich links von mir.

Und das Kreuz.

Schnell streifte ich die Kette über den Kopf, streckte zwei Finger aus und hängte sie daran.

Jetzt baumelte das Kreuz dicht über dem Boden.

Die erste Schlange sprang dagegen.

Es zischte einmal auf, das Tier verlor seine grüne Farbe und wurde zu Staub.

Auch eine zweite und dritte erledigte ich auf diese Art und Weise. Die anderen wichen zurück.

Sie hatten mitbekommen, was geschehen war und trauten sich nicht näher heran.

Ich nutzte meine Chance und sprang vom Bett. Dabei bückte ich mich und schwang das Kreuz im Kreis, so daß es sich immer in der Nähe einiger Schlangen befand, die sich zwar aufgerichtet hatten, aber auswichen, so bald das Kruzifix dicht an ihren Körpern vorbeiflirrte.

Ich bewegte mich auf die Tür zu. Immer sehr vorsichtig, denn trotz meines Kreuzes ging ich dabei ein sehr hohes Risiko ein.

Dann erwischte mich fast eines der Tiere.

Der fingerdicke, grüne Körper wischte durch die Luft, zielte nach meinem Bein, ich drehte mich, und das Tier biß in den Stoff der Hose. Dann berührte das Kreuz die Schlange.

Sie wurde zu Asche.

Ein Sprung, ich war an der Tür und riß sie auf. Ich katapultierte mich nach draußen, rammte die Tür hinter mir zu und wäre fast gegen den Geier geprallt, der soeben über den Flur gelaufen kam.

Er blieb stehen, als wäre er gegen eine Wand gelaufen. »Sinclair, Sie…«

»Seien Sie ruhig«, sagte ich und blieb vor der Tür stehen. Erst jetzt merkte ich, wie verschwitzt ich war. Das Abenteuer mit den Schlangen war doch nicht so spurlos an mir vorbeigegangen. Ich zögerte einen Moment, während der Geier auf das Kreuz starrte, als wäre es ein Ding von irgend einem anderen Stern.

»Bleiben Sie zurück«, warnte ich ihn und öffnete vorsichtig die Tür.

Ich schaute durch den Spalt und sah ein leeres Zimmer. Keine einzige Schlange befand sich darin.

Der Geier sah an mir vorbei. »Was ist denn los, zum Henker?«

Ich deutete auf den Staub am Boden. »Hier könnte auch mal geputzt werden oder?«

Der Geier bekam fast einen Herzinfarkt. Er würgte Laute hervor, die schon nichts Menschliches mehr an sich hatten. Ich aber grinste und drehte mich um.

»Was wollten Sie von mir?«

»Telefon, unten!« keuchte er.

»Danke.« Ich ließ den Knaben stehen und ging dorthin, wo die Wache hockte.

Der Hörer lag neben dem Apparat. Der Wachhabende schaute mich aus großen Augen an. Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß man mit mir nicht machen konnte, was man wollte.

Ich meldete mich.

»Sie scheinen sich ja mal wieder reizend benommen zu haben«, hörte ich die Stimme meines Chefs.

»Wieso?«

»Als ich anrief, beschwerte sich Mr. Malcolm bei mir.«

Malcolm war der Geier.

»Was hat er denn gesagt, Sir?«

»Darüber möchte ich schweigen. Aber Sie blamieren mal wieder Scotland Yard.«

»Wieso mal wieder? Ich war doch nicht scharf darauf, diesen komischen Lehrgang mitzumachen. Zudem lasse ich mich nicht gerne wie ein Halbaffe durch die Prärie schleifen.«

»Ihnen fehlt eben die Disziplin.«

»Und die sittliche Reife«,, sagte ich grinsend.

»Die kommt auch noch hinzu.«

Der alte Knabe war ganz schön in Form. Aber er kam zur Sache.

»Sie befinden sich doch in der Nähe von Tullham?«

»Genau, Sir.«

»Und aus Tullham haben wir einen seltsamen Anruf bekommen. Sie können sich mal darum kümmern.«

»Worum geht es, Sir?«

»Um eine Steinleiche ohne Kopf.«

»Aha«, sagte ich nur.

»Reicht Ihnen das nicht?«

»Doch, doch, für den Anfang.« Ich kratzte mich am Kopf. »Und wer, bitte schön, hat die Leiche gefunden?«

»Danach fragen Sie am besten den zuständigen Polizisten. Sinclair, ich erwarte dann Ihren Bericht.«

»Geht in Ordnung, Sir.« Ich legte auf.

Als ich mich umdrehte, stand der Geier in der Tür. Ich grinste ihn an. »Tut mir leid«, sagte ich, »aber meinen Einsatz muß ich abbrechen. Schade, hatte mich gerade daran gewöhnt. Und schlafen Sie wohl, Meister.«

Er reckte den Kopf vor, hob den rechten Arm, zusätzlich noch den Finger und drohte mir. »Irgendwann, Sinclair, wird Ihnen das große Maul noch vergehen.«

»Aber nicht durch Sie.« Ich ging an ihm vorbei und hörte ihn noch sagen: »Unverschämter Kerl.«

Der andere meinte: »Hat aber Courage.«

Daraufhin bekam er einen Anpfiff, der sich gewaschen hatte.

Ich ging die Treppe wieder hoch. Ein wenig mulmig war mir doch zumute, als ich mein Zimmer betrat.

Es war leer.

Jetzt schnappte ich mir die Beretta und nahm auch meinen Koffer. Mit dem Gepäckstück in der Hand lief ich nach unten und steuerte den Parkplatz an, wo auch der Bentley stand.

Die Sonne spiegelte sich auf dem Lack des Bentley. Ich stieg ein, startete und sah den nachgemachten James Bond, wie er angekeucht kam. Grinsend winkte ich ihm zu.

Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, als er meinem Wagen nachschaute. Wahrscheinlich biß er sich gleich vor Wut in den Bauch. Sollte er, es war ja nicht meiner.

Ich passierte zwei Sperren, fuhr eine schmale Waldstraße entlang und erreichte eine Kreuzung.

Links ging es nach Tullham.

Zehn Meilen waren es bis zum Ziel. Der Fall beschäftigte mich schon längst. Und ich war sicher, daß mein makabrer Fund und das Auftauchen der Schlangen unmittelbar mit der Sache, die in Tullham passiert war, zu tun hatte…

***

Das Geschäft lag inmitten der City. Tullham besaß sogar eine Einkaufsstraße, und dort stach der große Laden jedem sofort ins Auge. Zwei Filialen befanden sich in den Nebenstraßen. Abe Holbrook besaß fast das Monopol.

So etwas ärgerte Melvin Nichols auch noch. Holbrook konnte praktisch die Preise diktieren.

Neben dem Laden befand sich eine Durchfahrt. Sie führte in den Hof, wo auch der Lagerschuppen stand. Er war etwas höher gebaut. Parallel zu seiner Vorderseite lief eine Rampe. Und im rechten Winkel dazu stand ein Bau, der als Reparaturhalle diente.

Dort arbeiteten zehn Angestellte. Sie kümmerten sich um defekte Fernseher, Stereoanlagen und was es sonst noch alles gab.

Der Polizist fuhr den Wagen mitten auf den Hof, hielt und stieg aus.

An den Fenstern der Reparaturbaracke waren einige neugierige Gesichter erschienen. Die Polizei auf dem Hof, das war immer was Besonderes.

Melvin Nichols schritt zur Hintertür. Er sah einen schmalen Gang vor sich. Zwei Türen zweigten ab.

Eine führte in den Verkaufsraum, eine andere zu den Büros. Die öffnete Nichols.

Die Frau an der Schreibmaschine schaute über ihre Brillengläser hinweg, als Nichols eintrat. »Oh, die Polizei«, sagte sie.

»Ja, genau. Ist Holbrook da?«

Die Frau warf einen Blick auf den Telefonapparat. Dort glühte ein rotes Lämpchen auf. »Er spricht gerade.«

»Das stört mich gar nicht«, sagte Nichols und durchquerte das Büro. Er öffnete die Tür zum Nebenraum, ohne anzuklopfen, und kümmerte sich auch nicht um die Proteste der Sekretärin.

Holbrook hockte vornübergebeugt auf seinem Stuhl. Sein Gesicht war rot angelaufen. »Aber ich sage Ihnen doch, Mr. Costello, es geht alles glatt. Die Ware wird geliefert. Aber einen Tag später. Der Wagen hatte eine Panne.« Er atmete tief ein und sah erst jetzt den Polizisten. Seine Augen wurden schmal. Er deckte die Sprechmuschel ab und bellte: »Raus!«

Nichols schüttelte den Kopf. Er nahm Platz, während die Sekretärin in der offenen Tür stand und die Hände rang.

»Ich rufe noch mal an«, sagte Abe Holbrook hastig und legte den Hörer auf.

»Nett, daß Sie für mich Zeit finden«, grinste Nichols und warf Holbrook die Autoschlüssel auf den Tisch. »Ich habe Ihnen den Wagen zurückgebracht.«

»Und?«

»Zumindest könnten Sie sich bedanken, Holbrook.«

Der Elektrohändler lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Lauernd schaute er Nichols an. »Was wollen Sie eigentlich?«

»Ihnen nur den Wagen zurückbringen.«

»Das haben Sie getan.«

»Und dann hätte ich gern gewußt, was mit Ihrem Fahrer geschehen ist, Holbrook.«

»Mit Tyron Garret?«

»Haben Sie noch einen anderen?«

»Mehrere.«

»Garret ist tot«, stellte Nichols fest. »Und er ist auf eine verdammt seltsame Art und Weise umgekommen, die mir ein wenig nach Mord riecht, Mister.«

Holbrook, ein Mann mit Übergewicht und spiegelblanker Glatze,

grinste kalt. »Weshalb kommen Sie eigentlich zu mir. Glauben Sie, ich hätte ihn umgebracht?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gedacht.«

»Seit wann können Sie Gedanken lesen?«

Abe Holbrook schlug mit der Faust auf den Tisch. »Kommen Sie mir nicht mit dummen Sprüchen und sagen Sie mir endlich, was Sie wollen, Nichols?«

»Weshalb fuhr der Mann nur nachts?«

»Eilige Ladungen.«

»So regelmäßig?«

»Ja, so regelmäßig. Ich habe ein gut gehendes Geschäft. Die Nachfrage ist groß. Reicht das als Antwort?«

»Zum Teil.«

»Was ist denn noch?«

»Warum haben Sie den Wagen nicht abholen lassen?«

»Mir fehlte die Zeit. Und meine Leute waren beschäftigt.«

»Oder hatten Sie Angst, sich dem Tatort zu nähern?«

Zum zweiten Mal sauste die Faust auf den Schreibtisch. »Wenn Sie mir hier was anhängen wollen, Nichols, dann sind Sie an der falschen Adresse, das will ich Ihnen sagen. Verschwinden Sie, oder ich beschwere mich bei Ihrer vorgesetzten Dienststelle.«

»Ich wollte Sie nur warnen. Treiben Sie es nicht zu toll. Irgendwann kriege ich Sie. Und noch eins. Der Fall hat Kreise gezogen, denn Ty Garret ist unter merkwürdigen Umständen gestorben. So merkwürdig, daß wir uns veranlaßt sahen, Scotland Yard einzuschalten. Es werden bald Beamte hier eintreffen. Gut, nicht?«

»Um so besser, dann wird der Mord eher aufgeklärt.«

»Ja, das meine ich auch.« Nichols stand auf. »Ich behalte Sie im Auge, Meister.«

Grußlos verließ er das Büro.

Den Weg zur Polizeistation konnte er bequem zu Fuß zurücklegen. Aber mit Holbrook war er noch nicht fertig. Er hatte sich fest vorgenommen, diesen Kerl nicht mehr aus den Augen zu lassen.

Melvin Nichols war nämlich davon überzeugt, daß Holbrook seine Finger in allerlei schmutzigen Geschäften hatte.

An seine eigene Sicherheit dachte er dabei nicht…

***

Wenn man durch eine Gegend fährt, die förmlich nach Frühling riecht, dann denkt man an alles Mögliche, nur nicht an Gefahr.

Auch ich machte da keine Ausnahme, die Bäume und Büsche blühten. Letztere in einer wahren Farbenpracht, so daß es ein Vergnügen für das Auge war, sie anzuschauen.

Der Motor des Bentley lief ruhig und sanft. Der Wagen war zwar schon älter, aber noch hundertprozentig in Ordnung. Am Himmel lugte die Sonne hervor und badete die sich öffnenden Knospen der Bäume im warmen Licht.

Meine Gedanken drehten sich trotz allem um den Fall. Überhaupt hätte ich nie damit gerechnet, jetzt schon wieder in eine heiße Sache hineinzustolpern. Das Abenteuer mit der Hexe Lavinia, das ich nur mit viel Glück überstanden hatte, lag kaum ein paar Tage zurück. Ich aber hatte es zum Anlaß genommen, diesen Lehrgang hinter mich zu bringen. Er hatte einen Tag gedauert.

Zudem war so etwas nichts für mich. Ich war noch nie ein Freund der Kasernierung gewesen und atmete jetzt direkt auf, daß mir etwas dazwischen gekommen war.

Es herrschte nur wenig Gegenverkehr. Ein paar Wagen, die aus Tullham kamen, gehörten meist einheimischen Landwirten. Jedenfalls waren sie entsprechend beladen.

Mich überholte auch niemand. Anscheinend war ich der einzige, der nach Tullham rollte.

Dann passierte es doch.

Irgendwie war ich eingeschlafen, aber mit offenen Augen, nur deshalb hatte man mich so überraschen können. Links, wo die Büsche in leichten Mischwald übergingen, taumelte plötzlich eine Gestalt auf die Fahrbahn.

Ich bremste.

Da hörte ich den Schlag.

Rudernde Arme, ein verzerrtes Gesicht, ein kaltes, böses Grinsen, dann war der andere verschwunden.

Ich löste den Sicherheitsgurt, stieß den Wagenschlag auf und schwang mich aus dem Bentley.

Drei Schritte brachten mich bis neben die Kühlerhaube.

Dort sah ich nichts.

Verdammt, ich hatte den Kerl doch mitgenommen. Deutlich waren die Beulen an der Stoßstange und auch am Blech zu sehen.

Ich zog die Beretta. Etwas rieselte kalt meinen Nacken hinunter.

Ein Zeichen, daß sich der andere noch in meiner Nähe befand. Ich schaute über die breite Kühlerhaube hinweg, sah aber nichts.

Dafür hörte ich ihn.

In meinem Rücken klangen Schritte auf, und sie waren verdammt schnell.

Ich wollte herumwirbeln, doch es war schon zu spät. Dieser Kerl hatte mich tatsächlich überraschen können. Er mußte irgendwie hinter den Wagen gekommen sein und dort gelauert haben.

Der Schlag traf mich mit der Wucht eines Pferdetritts. Zwar nicht ins Gesicht, aber dieser Körpertreffer drehte mich zweimal um die eigene

Achse, bevor meine Knie nachgaben.

Der nächste Hieb war auf mein rechtes Handgelenk gezielt. Wie von selbst öffneten sich meine Finger, und die Beretta fiel zu Boden.

Ich war zur linken Seite hin eingeknickt, denn dort hatte mich der Hieb getroffen. Das gab bestimmt einen Bluterguß.

Schwer holte ich Luft.

Ich sah einen Kerl vor mir, der nicht nur kleinen Kindern das Fürchten lehren konnte. Groß, wuchtig, leicht gebeugt gehend, braunes Haar, mit einer grünen Jacke bekleidet und einer dunkelblauen Cordhose. Alles Eindrücke, die ich innerhalb von Sekundenbruchteilen aufnahm und verarbeitete.

Und dann war da noch die Haut.

Ein Horror, das Gesicht.

Es wirkte grau, als hätte jemand Staub auf die Haut des Mannes verteilt. Es kam mir vor wie Puder, der sich in den Poren festgesetzt hatte und eine Maske bildete.

Dabei war es fraglich, ob es sich bei ihm überhaupt um eine Maske handelte. So perfekt konnte eigentlich gar keine sein.

Ich ging ihm entgegen.

Okay, Freunde, bisher hatte er mich überraschen können, doch nun war ich an der Reihe. Sinclair zahlt immer mit gleicher Münze zurück, dachte ich und sprang ihn an.

Es war wirklich ein gekonnter Sprung. Der Geier im Camp hätte sicherlich seine Freude daran gehabt, und auch der Karatehieb kam schulmäßig, wie man es mich gelehrt hatte.

Ich traf auch.

Aber…

Jetzt kam das große Aber. Es gibt Leute, die hauen eine Wand durch. Die beherrschen Karate viel besser als ich. Aber ob sie diesem Kerl den Schädel vom Kopf geschlagen hätten, wage ich zu bezweifeln. Mir kam es nämlich vor, als würde ich voll gegen eine Wand schlagen.

Stein, ja, ich hämmerte meine gekrümmte Handkante gegen Stein. Und das tat weh.

Über meine Lippen drang ein Schmerzensschrei. Meine rechte Hand fühlte sich taub an, für einen Moment hatte ich das Gefühl, alles wäre gebrochen, ich konnte die Finger gar nicht bewegen, mein Gesicht verzog sich, es wurde zu einer Grimasse.

Ein Gegenschlag schüttelte mich durch.

Ich sah ihn, aber ich war nicht fähig, auszuweichen. Der Hieb trieb mich zurück, so daß ich mit dem Rücken gegen die Kühlerhaube des Bentley stieß.

Und der Kerl walzte näher.

Wie ein Gebirge kam er mir vor. Ja, steinern. Sein Gesicht schien eingefroren zu sein. Wenigstens spiegelten sich keine Gefühle darin

wider. Dieser Mann war ein Monster.

Eigentlich hätte es knirschen müssen, wenn diese Bestie wirklich aus Stein bestand, doch leicht glitt er weiter.

Links von mir lag die Beretta, zwischen Bentley und Straßengraben.

Die mußte ich haben.

Ich hechtete auf meine Waffe zu, als der Kerl nach mir trat. Er hätte mich sicherlich getroffen, doch ich war zu schnell, so streifte sein Tritt nur die Stoßstange des Wagens und schüttelte das Gefährt regelrecht durch.

Ich prallte auf den Asphalt. Die rechte Hand schmerzte noch immer, die Finger bekam ich nicht gekrümmt und konnte die Beretta aus diesem Grunde mit der Rechten nicht fassen.

Ich nahm die linke Hand.

Dabei mußte ich mich zur Seite wälzen, das wiederum kostete Zeit, und bevor ich die Waffe an mich nehmen konnte, trat der andere sie blitzschnell weg.

Ich griff ins Leere.

Jetzt hatte er mich.

Ich hörte sein düsteres Lachen, sah die Bewegung, und dann holte er irgend etwas hinter seinem Rücken hervor, das sofort anfing zu summen.

Meine Augen wurden groß, als ich den Gegenstand erkannte.

Es war eine Säge!

Plötzlich bildete sich in meinem Magen ein dicker Klumpen, während der andere dumpf und dröhnend lachte.

Dann vernahm ich das Surren. Ein Sonnenstrahl fiel auf das längliche Sägeblatt.

Es blitzte auf.

Der andere ließ sich vor mir auf die Knie fallen. Rauh drangen die nächsten Worte aus seinem Mund.

»Deinen Kopf!« flüsterte er. »Ich will deinen Kopf…«

***

Der tote Ty Garret lag aufgebahrt im Schauhaus. Dean Summer hatte ihn dorthin schaffen lassen. Sie besaßen keine Kühlkammer mit Schubläden, wie in den großen Städten, sondern nur einen kleinen Raum, der kalt war und gleichzeitig als Sezierraum diente.

Das kleine Schauhaus lag neben der Polizeistation. Es war praktisch ein Anbau, und die Beamten konnten ihn durch eine Verbindungstür betreten.

»Jetzt brauche ich erst einen Whisky«, sagte Dean Summer.

»Sie auch einen, Doc?«

Der Arzt nickte.

Summer schenkte ein. Er ging großzügig mit dem Alkohol um, auch

wenn er sonst einen Tropfen im Dienst ablehnte, aber jetzt brauchte er einfach einen Schluck, anders konnte er den Horror nicht verdauen, den er hinter sich hatte.

Die beiden Männer hoben die Gläser und prosteten sich zu. Und beide verzogen die Gesichter, als sie die leeren Gefäße wieder absetzten.

»Haben Sie eine Erklärung, Doc?« fragte Summer.

»Nein.«

»Und die Sache mit der Medusa?«

Der Arzt strich über sein schütteres Braunhaar. »Wenn ich ja selbst kein Wissenschaftler wäre, dann würde ich nach Betrachtung der Leiche sägen, da ist etwas dran. Aber ich habe Medizin studiert, ich bin zwar kein Naturwissenschaftler, doch ich denke so. Ich kann das nicht glauben, verstehst du?«

Dean Summer nickte.

»Gib mir noch einen Schluck«, verlangte der Doc.

Summer schenkte ihm ein Glas ein. Der Arzt war ziemlich durcheinander, ein Weltbild war zerstört worden. Lebende Steinmenschen, wo gab es denn so etwas?

Er leerte das Glas.

»Und was wollen Sie mit der Leiche machen, Doc?« erkundigte sich Summer.

»Nichts«, erwiderte der Arzt und stellte sein Glas auf den Tisch.

»Was?«

»Nein, ich warte auf die Spezialisten vom Yard.« Er grinste.

»Das sind doch immer die Alleskönner.«

»Ja, so kommen sie sich vor.«

»Das Haus dieser angeblichen Medusa steht doch noch, oder?« erkundigte sich der Arzt.

»Klar.«

»Wollen Sie hin?«

Der grauhaarige Dean Summer schüttelte entsetzt den Kopf.

»Ich bin doch nicht lebensmüde. Nein, Doc, ich gehe da nicht hin. Keinen Fuß setze ich über die Schwelle.«

Der Doc runzelte die Stirn. »Glauben Sie wirklich an den Fluch der Medusa?«

»Ja.«

»Aber wie kommt das?«

»Wieso?«

»Ich meine, eine Medusa entsteht nicht so aus dem Handgelenk. Da gibt es doch eine Vorgeschichte. Diese griechische Sage, zum Beispiel.«

»Ich kenne mich nicht so aus«, erwiderte Dean Summer. »Ich weiß nur aus der Schule, daß derjenige, der die Medusa anschaut, zu Stein

wird.«

»Und das ist früher geschehen?« erkundigte sich der Arzt, der erst seit zwanzig Jahren in diesem Ort lebte. Seine Vorfahren stammten aus Ipswich.

»So ist es.«

»Hat es damals auch Steinmenschen gegeben?«

Dean Summer nickte.

»Und wie ist es ausgegangen?«

»Man hat diese Medusa eingemauert. Irgend jemand hat sich einen Spiegel genommen und ist in das Haus gegangen.«

»Wer war das?«

»Ein gewisser Dobbs.«

»Was wurde über ihn bekannt, als er zurückkam?«

»Nichts, mein Lieber«, erwiderte Dean Summer. »Er ist nämlich nicht zurückgekommen.«

Jetzt wurde der Arzt blaß. »Weiß man, was mit ihm geschehen ist?«

»Nein. Es ist auch nicht bewiesen, daß Medusa eingemauert wurde. Das hatte dieser Mann nur vorgehabt. Mehr nicht.«

»Dann beruht alles auf Spekulation«, meinte der Doc.

»Kann man so sagen.«

»Aber ihr hier habt es als eine Tatsache hingenommen.« Der Doc ließ nicht locker.

»Klar. Sie wissen doch, wie so etwas geht. Der Mensch braucht eine Erklärung, eine Beruhigung, wenn ich das mal so sagen darf. Das ist alles.«

Der Arzt nickte und schüttelte dann den Kopf. »Ich verstehe es trotzdem nicht, aber das ist wohl mein Schicksal. Begreifen werde ich es nie.«

»Vielleicht ist es gut so.«

»Und was ist mit dem Haus?« erkundigte sich der Arzt. »Das steht nach wie vor leer?«

»Klar.«

»Dann hat sich kein Käufer gefunden?«

»Hätten Sie das Haus genommen, Doc?«

»Vielleicht.«

»Sie können es haben, Doc. Einen Erben gibt es auch nicht, soviel ich weiß. Und sicher wird die Stadt froh sein, wenn jemand einzieht. Schließlich müssen die Unterhaltskosten bezahlt werden, denn das Ding soll unter Denkmalschutz stehen. Aber so genau weiß ich darüber nicht Bescheid.«

»Moment mal«, sagte der Doc.

»Was ist denn?« Dean Summer schaute den Arzt an.

Der nickte in Richtung Tür. »Haben Sie nichts gehört, Summer?«

»Was?«

»Ein Geräusch. Aus dem Nebenraum. Ehrlich. Da, wo die Leiche liegt.«

Der Polizist wurde blaß. Gleichzeitig spannte ein verzerrtes Lächeln seine Lippen. »Das stimmt doch nicht.«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

»Da ist keiner drin.«

»Bis auf den Steinernen ohne Kopf.«

Summer schluckte und zupfte sich seine Uniform glatt. »Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß die Leiche dort wieder auferstanden ist.«

»Das haben Sie gesagt. Schauen Sie doch mal nach.«

Der Polizist zögerte. So ganz wohl war ihm bei der Sache nun auch wieder nicht.

Dann zuckten beide Männer zusammen, denn sie hatten das Kratzen gehört. Irgend etwas mußte an der Tür entlangstreichen.

Vielleicht eine Hand oder so…

»O verdammt«, flüsterte Dean Summer, »der… der ist es tatsächlich.«

»Um es genau zu wissen, schauen wir nach«, sagte der Arzt. Er war es leid.

Sie brauchten es nicht. Der Steinerne machte sich von selbst bemerkbar. Und dies auf eine verdammt drastische Art und Weise.

Plötzlich splitterte das Türholz. Jemand mußte von der anderen Seite mit ungeheurer Wucht dagegen geschlagen haben. In der Türmitte befand sich auf einmal ein Loch.

Holz fiel nach innen, Splitter, Reste…

Dann erschien er.

Der Steinerne ohne Kopf trat ein!

Die beiden Männer waren zurückgewichen. Sie standen nebeneinander. Ihre Gesichter zeigten die gleiche Blässe und das Entsetzen. Weit waren die Augen aufgerissen. Ungläubig starrten sie auf das steinerne Monster ohne Kopf, das durch die Tür walzte und auch noch letzte Reste aus dem Rahmen trat.

»Nein!« keuchte Dean Summer und schlug beide Hände vor sein Gesicht. »Das gibt es doch nicht…«

Es war eine Tatsache.

Der Steinerne ließ sich nicht aufhalten. Schaurig sah der ehemalige Tyron Garret aus. Sein Hals stand vielleicht noch drei Zentimeter hoch. Die Kleidung war aufgeplatzt, als er seine Verwandlung durchgemacht hatte. Sie hing nur noch in Fetzen um seine zu Stein gewordene Figur. Es war grauenhaft.

Der Polizist und der Doc bebten vor Angst. Sie zitterten um die Wette. Schweiß lag auf ihren Gesichtern, und sie waren unfähig, sich zu rühren.

Beide schlossen mit ihrem Leben ab, doch das Monster zeigte kein

Interesse an ihnen.
Es wollte raus.
Eine Holzbarriere teilte den Raum. Jenseits der Barriere befanden sich die beiden Schreibtische und die Aktenschränke, sowie die Besucherstühle.
Vor der Barriere stand eine Bank.
Sie war grün gestrichen und so alt, daß die Farbe schon teilweise abgeblättert war.
Gegen diese Bank mit den eisernen Füßen trat der Steinerne.
Sie wurde hochgewirbelt und krachte gegen die Barriere und durchbrach sie.
Die Splitter und Teile flogen im Dienstzimmer umher und prallten gegen die Wand. Ein Querbalken räumte fast einen Schreibtisch leer. Er wurde nur von der schweren Schreibmaschine gestoppt.
Das Monster ging zur Tür.
Die Männer schauten ihm nach, und eine dicke Gänsehaut überzog ihre Gesichter.
So etwas hatten sie noch nie gesehen. Ein steinernes Wesen ohne Kopf durchquerte das Büro. Grauenhaft anzusehen. Wie ein ferngelenkter Roboter, der alles aus dem Weg räumte, was sich ihm entgegenstellte.
Jetzt war er an der Tür.
Er trat sie auf.
Ein kurzes Heben des rechen Beins, ein wuchtiger Tritt, und die Tür hatte dem Monster nichts mehr entgegenzusetzen. Sie wurde buchstäblich aus dem Rahmen gefetzt.
Als zerrissenes und zersplittertes Etwas prallte sie draußen auf die Straße, wo die ersten Schreie aufgellten, denn einige Menschen hatten das Monster bereits gesehen.
Panikartig rannten sie weg.
Im Nu entstand ein gewaltiger Tumult, der sich blitzartig ausbreitete.
Die Menschen flohen auf die Straße. Wagen bremsten. Reifen radierten über den Asphalt. Irgendwo ging eine Scheibe zu Bruch, und als der Polizist sowie der Arzt an der Tür erschienen, da sahen sie das Ausmaß der Bescherung.
Der Steinerne ohne Kopf hatte gewütet.
Er war kurzerhand über die Straße gelaufen und ließ sich auch von fahrenden Wagen nicht aufhalten. Er trat sie zusammen, wuchtete seine Füße gegen das Blech der Wohlstandskutschen, wo die Tritte tiefe Risse und Krater hinterließen.
Er ging die Straße hinunter.
Mitten auf der Fahrbahn marschierte das kopflose Monster einher, und niemand hielt es auf.
Die Menschen waren viel zu sehr mit sich und ihrer Angst

beschäftigt, als daß sie es gewagt hätten, sich diesem gefährlichen Menschen in den Weg zu stellen.

Nur ein Mann tat es.

Er hatte ein Gewehr, stieß die Tür seines Hauses auf und sprang ins Freie.

Sofort legte er an und schoß.

In rascher Folge verließen die Kugeln den Lauf und hieben gegen den Körper des Steinernen.

Dort sirrten sie als Querschläger ab, zerstörten zwei Fensterscheiben oder kratzten Putz von der Hauswand.

Der Mann aber, der geschossen hatte, ließ seine Waffe fallen, als wäre sie glühendheiß.

Hastig schlug er ein Kreuzzeichen, während das Monster weiterging und hinter der nächsten Kurve verschwand.

»Der Teufel!« kreischte eine alte Frau und fiel dabei auf die Knie. »Der Teufel hat diesen Ort heimgesucht. O Gott, wir sind verflucht. Wir sind alle verflucht…«

Es war niemand da, der ihr widersprach. Die Menschen waren vor Entsetzen stumm…

***

Der Steinerne wollte mich töten!

Ich brauchte gar nicht drum herum zu reden, es lag auf der Hand. Nicht umsonst hielt er die Säge umklammert.

Was blieb mir? Innerhalb von Sekunden mußte ich einen Ausweg finden, denn das Monster war bereits im Begriff sich niederzubeugen, um mit dem Sägeblatt meinen Hals zu durchtrennen.

Zum Glück war es etwas langsam. Die Bewegungen konnte man hölzern bezeichnen. Sie waren nicht so schnell wie die eines Menschen. Das gereichte mir als Vorteil.

Mir blieb ein Minimum an Zeit, das ich ausnutzte. Weg konnte ich nicht, schießen auch nicht, aber ich hatte noch mein geweihtes Kreuz. Es hatte schließlich den Kopf im Wald aufgelöst. Vielleicht schaffte ich bei diesem Monster das gleiche.

Ich griff blitzschnell zu und ließ meine Hand wandern. Die Kette spürte ich zwischen den Fingern, dann hatte ich das Kreuz.

Aber auch die Säge war da.

Vor meiner Kehle surrte das scharfzackige Blatt. Dicht darüber sah ich die wie eingefroren wirkenden Gesichtszüge des steinernen Monsters. Da lag das Kreuz frei!

Ein Sonnenstrahl fiel auf das Silber, warf einen blitzenden Reflex, der auch das Gesicht des Unheimlichen traf.

Mit einem irren Schrei fuhr er zurück. Er schleuderte seinen massigen Körper nach hinten, bevor ich dazu kam, mein Kreuz gegen ihn zu

pressen.
Der Steinerne krachte zu Boden, warf sich jedoch sofort herum und kroch auf allen vieren über die Straße dem nächst gelegenen Graben zu.
Er war nicht sehr schnell, aber auch ich kam kaum in die Höhe.
Noch immer spürte ich meine rechte Hand nicht. Ich konnte nur die linke gebrauchen, stützte mich damit auf der Stoßstange des Bentley ab und quälte mich auf die Beine.
Der Steinerne war nach links gelaufen. Längst hatte er den Graben überquert und verschwand zwischen den noch jungen Laubbäumen.
Ich nahm die Verfolgung auf. Dieser Dämon sollte mir nicht entkommen. Zwei Sätze brachten mich bis dicht an den Graben, ich sprang hinüber und landete ebenfalls zwischen den Bäumen.
Mit der linken Hand schlug ich die biegsamen Zweige zur Seite, die zurückpeitschten und mein Gesicht trafen. Ich verlor durch mein Handicap wertvolle Sekunden, und der Steinerne baute seinen Vorsprung aus.
Er entkam mir.
Nach fünfzig Yards blieb ich stehen. Das Gebüsch wuchs jetzt so hoch und dicht, daß ich nicht mehr darüber hinwegschauen konnte. Von dem Monster hörte ich noch etwas. Krachen und brechen von Ästen oder Zweigen, dann war es ruhig.
Ich lief zurück zur Straße.
Meine rechte Hand hielt ich mit der linken umklammert und massierte das Gelenk. Es tat noch immer weh und war auch angeschwollen. Aber gebrochen hatte ich mir zum Glück nichts.
Ein Wagen hatte neben dem Bentley gestoppt. Ich sah es, als ich die Fahrbahn erreichte.
Es war ein dunkler Mercedes mit getönten Scheiben. Kaum konnte ich die beiden Männer hinter dem Lenkrad erkennen. Der Fahrer hatte es schwer, an meinem Silbergrauen vorbeizukommen.
Die Tür des Mercedes schwang auf.
Ein sehniger Bursche verließ den Wagen und schaute mir kalt entgegen. Plötzlich klingelte es in meinem Kopf Alarm. Ich kannte diese Typen wie den da. Er trug zwar einen hellgrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine schmale Krawatte, aber die Kleidung konnte die Ausbuchtung dicht unter der Schulter nicht verdecken und bewies mir, daß dieser Typ zu einer gewissen Sorte Mensch gehörte, die ihr Geld auf nicht ehrliche Weise verdiente.
So sahen Killer aus.
Von den Augen erkannte ich nichts, weil eine Sonnenbrille sie verdeckte. Das schwarze Haar war glatt zurückgekämmt und fiel lang in den Nacken, wie es ja heutzutage Mode war. Der Typ bewegte beim Sprechen kaum die Lippen, als er mich anredete.

»Gehört Ihnen der Wagen?«
»Ja.«
»Dann schaff ihn weg, verdammt.«
In mir stieg die Wut hoch. Okay, der Bentley stand im Weg, aber das hätte man mir auch in einem anderen Tonfall sagen können. Ich spielte nicht gern die große Autorität, diesmal hielt ich es für angebracht.
»Darf ich Ihren Ausweis sehen?« fragte ich.
»Wozu?«
»Scotland Yard!«
Diese Antwort schien ihm überhaupt nicht zu passen, denn er wurde weiß. Er warf einen schnellen Blick auf seinen Kumpan, der sich zurückgelehnt hatte. Dann atmete er scharf durch.
Ich lächelte. »Darf ich bitten?« Innerlich vibrierte ich. Hoffentlich machten die Kerle keinen Ärger. Sie hätten mich ohne weiteres niederschießen können, denn meine Waffe lag ganz woanders.
Der Mann holte seinen Ausweis hervor und warf ihn mir zu. Ich fing ihn auf.
Vicente Paresi hieß der Knabe. Das hörte sich so richtig nach Mafia an.
»Und Ihr Kollege?« fragte ich, als ich ihm das Dokument wieder zurückwarf.
»Fragen Sie ihn.«
»Nein, das machen Sie!«
Er öffnete die Tür und sagte ein paar flüsternde Worte. Der Kerl im Mercedes spannte sich, spielte aber mit und präsentierte auch seinen Ausweis.
Er hieß Mort Millori. Ein englischer Name. Auch sah er nicht italienisch aus. Dunkelblondes Haar, kaum zu erkennende Augenbrauen und ein teigiges Gesicht, das zu einem runden Kopf gehörte. Er saß auf einem Stiernacken.
Ich nickte den beiden zu und ging zu meinem Wagen. Die Beretta lag an der den Gangstern abgewandten Seite. Schnell bückte ich mich und hob sie auf.
Vicente Paresi drehte sich um. »Sagen Sie mal, Mister, was sollte das eigentlich?«
Ich hatte schon die Fahrertür geöffnet. »Nur eine reine Routinemaßnahme, mehr nicht. Und Sie brauchen sicherlich nichts zu befürchten oder?«
»Nein, ganz bestimmt nicht.« Er grinste wölfisch.
Ich schoß noch eine Warnung hinterher. »Tullham ist ein sehr gefährliches Pflaster, Gentlemen, lassen Sie sich da durch den äußeren Eindruck nur nicht täuschen.«
»Danke, Bulle!« Der Kerl mit der Sonnenbrille stieg wieder ein.

Ich enterte ebenfalls meinen Wagen und fuhr ihn ein Stück zur Seite, so daß der andere vorbei konnte.

Der Mercedes startete mit durchdrehenden Reifen.

Langsamer fuhr ich an und schaute auf meine Hand. Die Schwellung hatte nicht weiter zugenommen. Ein beruhigendes Gefühl, aber auch eine Sache des Trainings. Ungeübte Kämpfer hätten sich bestimmt die Hand gebrochen. Ich hatte Routine.

Unterwegs fragte ich mich, was die beiden Kerle in dieser kleinen Stadt wollten. Daß sie Mafiosi waren, daran gab es für mich keinen Zweifel. Und mit der Mafia war ich ebenfalls schon aneinandergeraten. Ich brauchte da nur an Logan Costello zu denken, Londons mächtigsten Mafiaboß. Von ihm zu Dr. Tod und seiner Mordliga gab es sogar eine schwache Verbindung, die mir überhaupt nicht paßte. Beide waren schon mächtig genug. Sollten sie sich aber zusammenschließen, konnten wir die Hölle erleben. Soweit wollte ich es nicht kommen lassen. Bisher jedoch waren meine Attacken gegen Costello Fehlschlage gewesen. Er hatte es immer wieder verstanden, sich rauszuhalten. Allerdings machte er mich für den Tod seines Bruders verantwortlich, obwohl dieser sich selbst erschossen hatte. Aber das konnte man Costello nicht beibringen.

Allmählich wurde die Gegend kultivierter. Die Ortsnähe machte sich bemerkbar.

Ich sah weite Felder, Äcker und schmale Wege, die beides voneinander trennten.

Scheunen standen auf den Feldern. Eine kleine erhob sich sogar auf einem Hügel. Ich passierte sie und ahnte nicht, daß hier alles seinen Anfang genommen hatte.

Nach der nächsten Kurve sah ich den Ort.

Malerisch wirkte er aus der Ferne gesehen. Saubere Dächer, zwei Kirchtürme, die alles überragten und das Hügelland dahinter, das sanft anstieg und mit dichten Mischwäldern bedeckt war.

Ein schönes Land, diese Provinz Kent. Besonders an diesem Tag, wenn die Sonne schien.

Ich blieb auf der Hauptstraße, die sich in zahlreichen Kurven in den Ort hineinwand.

Und sofort merkte ich, daß etwas nicht stimmte. Es waren zu viele Menschen auf der Straße. Und die hatten beileibe keinen Grund zu feiern, denn ich sah demolierte Fahrzeuge und auch zerbrochene Fensterscheiben.

Was war geschehen?

Ich stellte meinen Wagen kurzerhand im Parkverbot ab. Niemand kümmerte sich darum. Einen Mann, der Scherben vor seinem Haus zusammenkehrte, fragte ich nach dem Grund.

Der Mann hob den Kopf, schaute mich ängstlich an und zischte

warnend: »Verschwinden Sie, Mister, aber schnell!«

Ich ging. Auf Fremde war man hier wohl nicht gut zu sprechen.

Wie schon so oft suchte ich die Polizeistation. Ich fand sie auch.

Und ich sah zwei Polizisten, die von mehreren Menschen eingekeilt waren und wild durcheinander sprachen.

Ich hielt mich zurück und spielte den stillen Beobachter. Und schon wußte ich Bescheid, denn Worte wie »Kopflos« und »steinerne Monster« fielen.

Also hatte es hier Ärger gegeben.

Ein paar Leute drückte ich zur Seite, damit ich freie Bahn hatte und zu den Polizisten konnte.

Zweimal mußte ich dem grauhaarigen Mann auf die Schulter klopfen, bevor er sich umdrehte.

»Was wollen Sie;«

»Scotland Yard!« zischte ich ihm ins Ohr.

Da wurden seine Augen groß. »Mann, auf Sie haben wir gewartet. Kommen Sie!«

Ein paar Leute schauten mich erstaunt an, als wäre ich von einem anderen Stern. Ich ging hinter dem Uniformierten her und betrat das Polizeirevier, das in einem roten Backsteinbau untergebracht war. Der zweite Beamte folgte mir und schloß die Tür, die jedoch ein großes Loch aufwies.

Neugierige Gesichter starrten zu uns herein.

Ich deutete in die Runde, sah das kleine Chaos und fragte:

»Kann man hier ungestört sprechen?«

»Schlecht.«

»Dann ist es nicht zu ändern. Oder haben sie Zellen?«

Plötzlich grinste der ältere Polizist. »Das ist die Idee«, sagte er, »kommen Sie mit.«

Die Zelle war klein und besaß ein Minifenster aus Glasbausteinen. Ich erfuhr die Namen der Beamten und stellte mich selbst vor. Inzwischen konnte ich auch die Finger meiner rechten Hand wieder bewegen. Ich fühlte mich also ziemlich fit.

»Dann erzählen Sie mal«, sagte ich und teilte Zigaretten aus.

Die beiden Männer redeten abwechselnd. Und was sie zu sagen hatten, klang sehr interessant…

***

Zum zweiten Mal an diesem Tag schreckte die Sekretärin hoch, denn wiederum betrat jemand, ohne anzuklopfen, das Zimmer.

Diesmal waren es sogar zwei.

Die Frau wollte etwas sagen, doch der Kerl mit der Sonnenbrille schnitt ihr mit einer knappen Handbewegung das Wort ab. »Halt die Luft an, Süße, sonst gibt es Ärger. Ist Holbrook drin?«

»Ja, aber Sie…«

Die beiden kümmerten sich nicht um die Worte der Frau, sondern ließen sie stehen. Vicente Paresi stieß die Tür zum Allerheiligsten auf, und Mort Millori folgte ihm auf dem Fuß.

Abe Holbrook sprang hoch. »Was erlauben Sie sich!« schrie er.

»Sind Sie eigentlich…«

Während Millori die Tür schloß, war Paresi mit einem Satz bei dem Geschäftsmann und drückte ihm die Mündung eines schweren Revolvers hinter das Ohr.

Da wurde Holbrook still.

»Willst du noch mehr sagen!« zischte Paresi.

»Nein… nein.«

»Dann setz dich, du Affe!«

Holbrook plumpste auf seinen Schreibtischstuhl, während die beiden Mafiosi in Besucherstühlen Platz nahmen. »Und sag deiner Zimmerelfe, daß du ab jetzt nicht mehr gestört werden willst. Klar?«

»Natürlich.«

Erst als das geschehen war, gaben sich die beiden Männer zufrieden. Paresi übernahm das Kommando. »Du weißt, wer wir sind?«

»Ich kann es mir denken.«

»Okay. Der gute Logan kann es nämlich nicht vertragen, wenn man ihn zum Narren hält. Und bei dir habe ich das Gefühl, daß du ihn zum Narren gehalten hast. Oder?«

»Nein!« Beinahe gequält schrie Holbrook auf. »Ich habe ihn nicht zum Narren gehalten.«

»Wo ist das Zeug?«

»An einem sicheren Ort.«

»Wo?«

»Die Sache war so.« Holbrook wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus der Stirn. »Mein Fahrer ist verschwunden. Er hat den Wagen stehengelassen, und dann hat ihn heute morgen ein Polizist gebracht.«

»Hat der etwas entdeckt?«

Abe Holbrook schüttelte den Kopf. »Woher denn? Der ist doch ahnungslos wie ein Baby.«

»Was geschah dann?« wollte Vicente Paresi wissen.

»Ich habe das Koks umgeladen und es mit meinem Privatwagen in das Versteck geschafft.«

»Wo ist das?«

»Es befindet sich in einem alten Haus, das schon seit langen Jahren leersteht.«

»Und da kommt wirklich niemand hin?« höhnte Paresi. »Mann, Holbrook, so etwas ist doch geschaffen für Liebespaare.«

»Aber nicht dieses Haus«, erklärte der andere. »Dort soll es nämlich

spuken.«

Mort Millori stieß ein glucksendes Lachen aus. »Spuken, die sind doch behämmert, die Leute.«

»Ja, in der Tat spukt es da. Früher hat da mal eine Medusa gehaust. Wer sie ansah, wurde zu Stein, und diese Steinmonster sind zurückgekommen.«

»Hä?« machte Millori.

Und Vicente Paresi nahm seine Sonnenbrille ab. Ein Zeichen, daß er sich ärgerte.

»Hör zu, Krämer!« zischte er Holbrook zu. »Wenn du uns hier Märchen auftischen willst, dann bist du an der falschen Adresse. Wir nageln dich an die Wand. London hat uns mit sämtlichen Vollmachten ausgestattet, du weißt, was das bedeutet.«

»Sicher.«

»Dann hol das Zeug her.«

»Allein?«

Paresi grinste. »Das könnte dir so passen. Nein, wir gehen natürlich mit.«

»Aber nicht jetzt.«

»Und warum nicht?«

»In der Stadt herrscht zuviel Unruhe. Die warten nur darauf, daß etwas geschieht. Sogar von Scotland Yard haben sich Bullen angesagt.«

»Stimmt«, murmelte Paresi. »Weswegen sind die eigentlich gekommen? Wir haben allerdings bisher nur einen gesehen.«

»Es geht um diese Monster!«

Mort Millori sprang auf. Er fühlte sich schlichtweg auf den Arm genommen, vornehm ausgedrückt. »Ich schlage den Kerl zusammen. Solche Lügenmärchen habe ich noch nie gehört.«

»Laß ihn!«

Millori hörte auf Paresi. Er nahm wieder Platz.

Holbrook schluckte ein paarmal und wischte über seinen Kopf.

»Es gibt diese Monster wirklich.«

»Okay, und die sollen ausgerechnet in dem Haus wohnen, wo du das Zeug versteckt hast.«

»Ja.«

»Dann werden wir sie schon finden. Ich hoffe nur in deinem Interesse, daß sich die Monster nicht letzten Endes noch als Polizisten herausstellen. Dann könnte es dir dreckig gehen.«

»Nein, nein, auf keinen Fall.«

Vicente Paresi schaute auf seine Uhr. »Wann starten wir?« fragte er.

»Erst, wenn es dunkel wird.«

»Das dauert noch einige Stunden.«

»Sonst ist es zu risikoreich. Seid ihr mit einem Wagen gekommen?«

»Ja.«
»Wo steht er?«
»Auf dem Hof.«
»Das ist gut. Da ist er sicher.« Wieder wischte sich der Mann mit dem Tuch über die Stirn.
»Du bist nervös, Krämerseele«, stellte Paresi fest. »Warum?«
»Dieser ganze Mist hier geht mir auf die Nerven. Das Auftauchen der Monster ist eine Strafe. Ich weiß nicht, wieso, aber ich bin durcheinander.«
»Du hast das Zeug doch nicht für dich genommen?«
Abe Holbrook zuckte zusammen. »Nein, auf keinen Fall. Wirklich nicht. Ich habe es in das Haus in den Hügeln geschafft. Ehrenwort, ich lüge euch nicht an.«
»Und falls doch«, sagte Vicente Paresi gefährlich leise, »wird das komische Haus zu deinem Grab. Haben wir uns verstanden, Krämerseele?«
Holbrook nickte. Sprechen konnte er nicht.

***

Der Sammler lief durch den Wald!
Wie ein Berserker brach er durch die Büsche und bahnte sich seinen Weg. Auf seinem Gesicht war nicht zu erkennen, was er dachte. Falls er überhaupt dachte. Er hatte so gut wie keinen Willen, er tat nur das, was sie wollte.
Sie, das war die Medusa!
Und wiederum erinnerte er sich. Oft überkam ihn die Erinnerung wie ein Schlag.
Dabei dachte er um siebzig Jahre zurück.
Damals hatte er auch schon gelebt. Dobbs hieß er. Und er wollte der Medusa seinen Stempel aufdrücken. Sie sollte durch seine Hand sterben, deshalb war er in das Haus eingedrungen. In die Säule hatte er sie einmauern wollen.
Doch es war anders gekommen, obwohl er sämtliche Regeln beachtet und sogar den Spiegel mitgenommen hatte.
Doch die Medusa hatte ihm den Spiegel aus der Hand geschlagen. Sie war in seinem Rücken aufgetaucht, der Spiegel fiel zu Boden, zurück blieben Scherben.
Dann hatte sie mit ihm gespielt.
Er sah sich noch auf den Knien liegen und um Gnade flehen.
Den Kopf hielt er gesenkt, daß er sie nicht anzuschauen brauchte.
Und sie hatte nur gelacht.
Hämisch, grauenhaft, widerlich.
»Ich töte dich nicht«, sagte sie. »Ich lasse dich auch nicht leben. Ich mache dich zu meinem Diener!«

Dann war die Verwandlung eingetreten. Man riß ihm die Seele aus dem Körper. Er wurde zu einem Steinmenschen.

Nichts konnte er tun. Er lag vor ihr. Blickte auf die züngelnden Schlangen, die ihren Kopf umtanzten.

Grüne Tiere waren es.

Giftig und gefährlich…

Dann befand er sich endgültig in ihrer Gewalt, und nichts konnte ihn mehr retten.

Die Schlangen lösten sich von ihrem Kopf, bissen ihn und knüpften so das Band, das ihn mit Medusa bis auf alle Zeiten verband.

Es war grauenhaft.

Er befand sich in der Gewalt dieser Frau und mußte das tun, was sie sagte.

Und er wurde besessen.

Das Band verstärkte sich. Eine nahezu unheimliche Gier breitete sich in seinem Körper aus. Dobbs wurde zum Sammler. Er sammelte die Köpfe der Versteinerten, die in Medusas Bann geraten waren. Wenn er den Versteinerten die Köpfe abgeschnitten hatte, dann steckte er sie auf Pfähle und zeigte sie der Frau.

Sie ergötzte sich an dem Anblick und freute sich darüber, wie treu ihr Dobbs ergeben war.

Im Laufe der Jahrzehnte waren zahlreiche Köpfe zusammengekommen. Jeden hatte er verwahrt. Im Keller des geheimnisvollen Hauses standen sie.

Sie steckten auf langen Stangen.

Männer und Frauen…

Gesichter. Viele zeigten noch die Todesangst, die sie in den letzten Minuten ihres Lebens durchlitten hatten. Grausam verzerrt, schaurig anzusehen.

Medusa freute sich über jeden Kopf.

Immer wieder schickte sie den Sammler los, damit er die schaurigen Trophäen holte.

Doch an diesem Tag kam er ohne Kopf zurück. Er war durcheinander. Medusa hatte ihm den Auftrag gegeben, einen Mann zu töten, der noch nicht versteinert war. Und das, weil dieser Mann zufällig einen Steinkopf gefunden und ihn zerstört hatte.

Aber der Mann lebte noch. Es war ihm tatsächlich gelungen, der gefährlichen Säge zu entkommen. Er trug etwas bei sich, was den Sammler vollkommen irritierte.

Ein Kreuz!

Ein gefährliches Kreuz, denn Dobbs hatte sehr wohl die Macht dieses Kruzifix gespürt. Hätte es ihn berührt, so wäre er vergangen, so aber hatte er sich gerade noch retten können.

Jetzt war er völlig durcheinander.

Er mußte unbedingt zu seiner Herrin und ihr Bericht erstatten.
Sie sollte wissen, daß ein gefährlicher Feind aufgetaucht war, den man auf keinen Fall unterschätzen durfte.
Dobbs hetzte durch den Wald.
Er stolperte den Hang hinauf und konnte es gar nicht mehr erwarten, bis er sein Haus erreichte.
Schließlich traf er auf einen schmalen Weg. Wind und Wetter hatten eine Schneise in den Wald geschlagen, so daß er einen Blick zurückwerfen konnte.
Da unten lag Tullham.
Dort wohnten seine Opfer.
Denn Medusa wollte sie haben.
Alle!
Jeder Einwohner sollte zu Stein werden und nur ihr allein dienen. Sie wollte die Macht, denn irgend etwas störte sie, das hatte Dobbs herausgefunden. Sie mußte eine Widersacherin besitzen, die ungeheuer mächtig war, von der sie aber nie etwas direkt gesagt hatte. Doch ein enger Diener wie Dobbs spürte es.
Wer war die geheimnisvolle Feindin?
Er hob die breiten Schultern und ging weiter. Mit langsamen, aber großen Schritten überwand er die Distanz, die ihn noch von dem Haus auf dem Hügel trennte.
Oft kam ein Mann aus dem Ort hierher. Er versteckte etwas in dem Haus. Direkt in der großen Halle, wo der Steinfußboden an einer Stelle gerissen war. Dort befand sich eine Öffnung, in die der Mann immer eine Tüte mit weißem Pulver legte.
Bisher hatten sich Dobbs und die Medusa nicht um ihn gekümmert, der lief ihnen nicht weg, aber sie würden sich seiner annehmen, wenn die Zeit reif war.
Es wurde Zeit, daß er Medusa Bericht erstattete. Zudem war ein Kopfloser unterwegs. Medusa hatte ihn bewußt am Leben erhalten, damit er Informationen lieferte. Sie wollte genau wissen, wie es im Ort aussah, damit sie in der Nacht zuschlagen konnte. Dieser Kopflose, das letzte Opfer, würde danach zu Staub zerfallen, nur seinen Schädel brauchte man noch.
Den bekam der Sammler.
Er freute sich diebisch darauf, nachdem er sich schon um seine Beute betrogen gesehen hatte. Doch nun erlebte er den Beweis, wie loyal Medusa war.
Er verehrte und vergötterte sie. Im Laufe der Zeit war das Band zwischen ihm und der Frau nur noch stärker geworden. Niemand konnte es trennen.
Niemand?
Wieder fiel ihm der blondhaarige Mann ein, den er überfallen hatte.

Er war stark, sogar sehr stark, aber Dobbs wollte nicht daran glauben, daß er stärker als die Medusa sein konnte.

Nein, das gab es nicht.

Die Sonne versank langsam im Westen. Sie tauchte ein letztes Mal den Himmel in ein Meer auf roten Farben, durch die schon das Grau der Dämmerung schimmerte.

Bald würde es dunkel werden, und dann war ihre Zeit gekommen. Endlich sah er das Haus.

Der Wald hörte auf, ein schräger Hang lief zu dem Gebäude hoch, und einer Trutzburg ähnlich stand es auf dem Hügel.

Für einen Moment verharrte der Steinerne. Er saugte den Anblick des Hauses in sich auf wie ein Schwamm das Wasser, und in seine Augen trat ein seltsamer Glanz.

Längst befanden sich keine Scheiben mehr in den Fensterrahmen. Sie waren herausgefallen, und die Öffnungen gähnten dunkel. Wind und Wetter hatten auf der Fassade ihre Spuren hinterlassen. Die Farbe war abgeblättert, das rohe Mauerwerk kam durch.

Insgesamt machte das Gebäude einen sehr baufälligen Eindruck, aber das störte niemand. Am allerwenigsten Medusa und ihren Helfer Dobbs. Sie fühlten sich hier wohl und ungestört.

Auch vom Dach fehlte das meiste. Stürme hatten die Ziegel aus dem Verband gerissen und weit bis in den Wald geschleudert, wo sie im Laufe der Zeit mit Humus und Erde überdeckt worden waren.

Aber der Keller stand noch.

Das allein zählte.

Auch eine Tür gab es nicht mehr. Statt des Eingangs gähnte ein großes Loch.

Dobbs schritt darauf zu. Der Sammler wollte endlich in den Keller, wo seine zahlreichen Trophäen standen. Denn nur dort fühlte er sich richtig wohl.

Und Hunderte würden hinzukommen.

Dobbs erreichte das Haus. Er wollte schon die Schwelle überschreiten, als er stutzte.

Er hatte Stimmen gehört.

Frauenstimmen…

Sofort nahm der Steinerne eine angespannte Haltung an. Hatte die Medusa Besuch bekommen? In Gefahr schwebte sie nicht, denn der Sammler erkannte deutlich ihre Stimme. Sie unterhielt sich nur mit einer anderen Person.

Nur wer konnte das sein?

Der Sammler schritt über die Schwelle. Er vergaß die Vorsicht, betrat das düstere Haus und sah plötzlich die Schatten, die heranwischten. Er riß die Arme hoch, doch die Bewegung war unnötig, die Schatten griffen ihn nicht an.

Sie landeten.
Jetzt konnte der Sammler sie auch besser sehen. Es waren Geschöpfe, wie er sie noch nie zuvor gesehen hatte.
Frauen in schwarzer Lederkleidung, die nur in der Körpermitte durchbrochen war. Sie hatten flammendrotes Haar, trugen Bögen in den Händen, auf deren gespannten Sehnen Pfeile lagen.
Der Sammler stoppte.
Sein Blick wandte sich nach rechts. Dort sah er Medusa. Sie trug wie immer ein nachtschwarzes Gewand, und auf ihrem Kopf wimmelte es von kleinen, grünen Schlangen, die sich aufgerichtet hatten und nervös hin- und herzuckten.
Doch er sah noch mehr.
Eine zweite Frau.
Sie war nicht zu Stein geworden, obwohl Medusa sie anschaute.
Diese zweite Frau, aus deren Stirn Teufeishörner wuchsen und die ebenso langes rotes Haar hatte wie die beiden in der Lederkleidung, wandte nur kurz den Kopf.
Da spürte der Sammler einen unsagbaren Schmerz, der ihm bei diesem Blick entgegenflutete.
Er stöhnte auf.
Und er war gewarnt. Diese Frau hatte es in sich. Sie mußte ungeheuer mächtig sein, so mächtig, daß sie selbst einer Medusa trotzte.
»Wer ist das?« fragte sie jetzt.
»Mein Diener«, antwortete Medusa.
»Was macht er?«
»Er ist der Sammler.«
»Dann gehören ihm die Köpfe im Keller.« Die Rothaarige lachte auf. »Ein schönes Spielchen, wirklich.« Sie wandte sich wieder an Medusa. »Wem willst du damit imponieren? Asmodis?«
»Niemandem.«
»Ich warne dich, Medusa. Auch du hast ihm zu gehorchen. Du bist ein Dämon. Sieh dich vor. ER ALLEIN IST DER KÖNIG!«
Die Medusa lachte nur. »In meinem Reich bin ich es. Asmodis und noch weniger du können mir ins Handwerk pfuschen. Merk dir das, Asmodina. Ich erkenne ihn nicht an. Er ist nicht der Oberste. Das weißt du genau. Ihr habt ihn nur zum Obersten gemacht. Aber die Hölle ist anders strukturiert. Es ist mir auch gleich, ob du die Menschen darüber aufklärst oder nicht. Mich jedenfalls kannst du nicht täuschen. Und ich lasse mir von Asmodis nichts sagen.«
»Ist das dein letztes Wort, Medusa?«
»Ja.«
»Dann wirst du auch auf keine Hilfe hoffen können.«
Die Medusa lachte auf. »Wer sollte mir denn schon etwas wollen? Sag

es!«
»Es gibt welche, die auch dir gefährlich werden können. Namen will ich verschweigen!« Asmodina wandte sich um. Sie zischte einen Befehl und streckte die rechte Hand aus.
Im gleichen Moment funkte ein bläulicher Blitz auf, erfaßte sie und die beiden Todesengel, hüllte sie ein, und im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.
Zurück blieben Medusa und der Sammler.
Dobbs war noch immer überrascht. Er hätte nie gedacht, daß seiner Medusa jemand Paroli bieten könnte. »Wer war denn das?« erkundigte er sich.
»Asmodina.«
»Und?«
»Sie ist Asmodis' Tochter.«
»Dann ist sie gefährlich«, sagte der Steinerne.
»So kann man es nennen.« Die Medusa lachte. »Aber gegen uns kommt auch sie nicht an.«
»Ist sie deine Widersacherin?«
Die Medusa nickte, wobei die Schlangen auf ihrem Kopf in noch heftigere Bewegungen gerieten. Sie war eine schöne Frau. Ihr Gesicht konnte man mit dem Begriff zeitlos umschreiben. Legte man menschliche Maßstäbe an, so konnte die Frau dreißig oder vierzig Jahre zählen.
Sie war eben anders.
Und dann die Augen.
Die besaßen eine besondere Farbe. Eine Mischung zwischen schwarz und grün. Voll präsentierten sich die Lippen. Wurde der Mund geöffnet, so schimmerten die Zähne wie eine Perlenkette.
Dobbs verehrte die Frau, er liebte sie und hätte alles für sie getan. »Warum ist sie gegen uns?« wollte er wissen.
Die Medusa lachte. »Weil ich mich nicht unterdrücken lasse.«
Ihr Gesicht verzerrte sich in kurz aufflammender Wut. »Nein, ich lasse mich nicht fertigmachen, ich nicht. Sie ist ein Kunstgeschöpf, eine Hergelaufene. Und sie soll sich hüten. Man darf die Macht eines Asmodis nicht überschätzen. Irgendwann ist auch sein Maß voll.«
»Und dann?« fragte Dobbs.
»Wird sich vieles ändern, mein Freund.« Medusa streichelte mit ihren spinnenartigen Fingern über das Gesicht des Getreuen.
»Nun zu dir. Wie ist es dir ergangen?«
»Ich habe ihn nicht töten können.«
Medusa zuckte zurück. »Wie?«
»Er war zu stark.«
»Ein Mensch ist stärker als du?«
»Ja. Ich lauerte ihm auf. Er kam auch mit seinem Wagen. Ich sprang

auf die Straße, er hielt an, stieg aus, und dann kam es zwischen uns zu einem Kampf. Ich hielt die Säge schon bereit und wollte seinen Kopf abschneiden, da holte er etwas hervor, dem ich nichts entgegenzusetzen hatte.«

»Was war das?« zischte die Medusa.

»Ein Kreuz!«

Die Schlangenköpfige lachte. »Und davor hast du Angst, Sammler?«

»Es war ein besonderes Kreuz. Nicht irgendeins, das mal so an der Wand hängt, sondern angefüllt mit Weißer Magie. Und es hat mir einen Schrecken eingejagt.«

»Kanntest du den Mann?«

»Nie gesehen. Aber er muß ein großer Magier sein, wenn er so etwas besitzt.«

»Ja, leider!« knirschte die Medusa. »Wenn ich nur wüßte, wer sich dahinter verbirgt. Verdammt, der Mann kommt mir bekannt vor. Ich muß ihn einfach kennen, wenn ich deinen Erzählungen glauben darf, denn ich habe vor kurzen noch von ihm gehört.«

»Ich beschreibe ihn dir«, sagte Dobbs. Er lieferte einen Steckbrief der Äußerlichkeiten, und plötzlich schrie die Medusa auf.

»Ja«, keifte sie, »ich kenne ihn. Ich habe von ihm gehört. Asmodina erwähnte ihn. Es ist John Sinclair, der Geisterjäger.«

»Geisterjäger«, echote der Steinerne. »Ist er gefährlich?«

»Sogar brandgefährlich, mein Lieber. Aber ich werde ihn kriegen. Ich schaue ihn an, und dann ist er hin.« Sie lachte girrend und wollte Asmodina zeigen, wer hier die Herrin war.

»Und jetzt?« fragte der Sammler.

»Gehen wir nach unten in die Gewölbe. Dort müssen deine Köpfe reden, Dobbs…«

***

Ich hatte mir alles erklären lassen. Besonders der ältere Polizist, er hörte auf den Namen Dean Summer, war sehr redselig, und so erfuhr ich die Geschichte dieser Medusa.

»Wo kommt sie denn her?« wollte ich wissen.

»Das weiß niemand von uns. Sie war einfach da. Es gibt auch keine Zeugen. Die sie gesehen haben, die sind zu Stein geworden.«

»Hat man früher auch Kopflose gefunden?«

Dean Summer nickte. »Mehrmals.«

»Was ist mit ihnen geschehen?«

Der Polizist schaute mich an. Er schien mit der Sprache nicht so recht herausrücken zu wollen, erst auf mein Fragen hin bequemte er sich zu einer Antwort. »Man hat sie zerhackt!« Ich schluckte.

»Es… es waren ja Steine.«

»Schon gut.« Ich schlug dem Mann auf die Schulter. »Ich habe ja

nichts gesagt.«

Wir saßen noch immer in der Zelle. Allerdings hatte sich Melvin Nichols, der zweite Polizist, verzogen. Er wollte einer Spur nachgehen. Seine Worte fielen mir wieder ein, und ich fragte Dean Summer danach. »Ach, die Spur kenne ich. Melvin hat sich einen Supermarktbesitzer aufs Korn genommen. Er traut dem Mann nicht so recht über den Weg.«

»Hat das auch etwas mit den Versteinerten zu tun?«

»Nein.«

Plötzlich fielen mir die beiden Mafiosi wieder ein. Ich sprach Dean Summer darauf an.

»Einen Mercedes, der nicht aus dieser Gegend stammt? Den habe ich gesehen. Kurz bevor Sie kamen. Er mußte ja langsam fahren und rollte durch den Ort.«

»Wohin?«

»Keine Ahnung. Aber warum fragen Sie?«

»Ich hatte mit den beiden Kerlen eine unangenehme Begegnung. Die sind übrigens bewaffnet.«

»Das habe ich nicht gesehen. Dann sind es Gangster?«

»Könnte man so sagen«, erwiderte ich.

»O verdammt. Was kommt da noch alles auf uns zu? Dabei war Tullham ein so friedlicher Ort. Mist…«

Der Polizist hatte mir aus der Seele gesprochen. Doch ich wollte mehr wissen. »Können Sie sich nicht denken, wen die beiden Kerle hier besucht haben?«

»Nein.«

Ich hatte eine vage Idee. »Und wie steht es mit dem Kerl, den Ihr Kollege auf dem Kieker hat?«

»Aber Holbrook ist harmlos. Glaube ich wenigstens. Garret war der erste Versteinerte, den wir gefunden haben. Und der arbeitete für Holbrook. Er fuhr Kühlschränke und andere Elektroartikel. Meist in der Nacht, und deshalb kam dieser Mann meinem Kollegen nicht geheuer vor. Das ist alles.«

»Seltsam ist es schon.«

Dean Summer hob die Schultern. »Was will man machen? Sie sprachen immer von eiligen Ladungen. Beweisen Sie mal das Gegenteil. Ich glaube, daß Melvin Nichols unter einer fixen Idee leidet.«

»Mag sein. Aber diese Medusa und die Versteinerten sind keine fixen Ideen. Deshalb werde ich mir das geheimnisvolle Haus einmal näher ansehen. Wie kommt man dahin?«

»Das muß ich Ihnen aufzeichnen.«

»Ich bitte darum.«

Dean Summer fertigte eine Zeichnung an. Ich mußte auf jeden Fall

durch den Wald.

»Kann man da mit dem Wagen hinfahren?« wollte ich wissen.

»Nur den ersten Teil der Strecke«, erklärte er. »Hinterher müssen Sie zu Fuß gehen.«

»Das bin ich gewöhnt.«

»Ich bleibe aber hier.«

»Klar, ist auch zu gefährlich.«

»Für Sie nicht?«

»Ich besitze Waffen, mit denen ich mich verteidigen kann. Zudem bin ich auf diese Art Gegner eingeschossen. Sie brauchen keine Angst zu haben.« Ich schaute mir die Zeichnung noch mal an und steckte sie in meine Tasche.

Anschließend verließen wir die Zelle.

Soeben trafen die Zimmerleute ein, die eine neue Tür brachten.

Der Wind hatte Papiere von den Schreibtischen gefegt, die auf dem Boden verstreut lagen.

Summer hob sie auf. Ich winkte ihm noch einmal zu und verließ das Polizeirevier.

Auf der Straße war es wieder ruhiger geworden. Die Menschen hatten den ersten Schrecken überwunden. Ihr Leben normalisierte sich. Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß ich in irgendeiner Weise mit den Ereignissen in Verbindung stand, schließlich hatte ich mich lange genug im Polizeirevier aufgehalten, denn ich wurde aus zahlreichen Augenpaaren angestarrt.

Mein Bentley stand dort, wo ich ihn abgestellt hatte. Ich mußte ihn noch aus der Lücke herausrangieren, weil mich zwei Wagen eingeklemmt hatten.

Dann hatte ich freie Fahrt.

Auf meine Begegnung mit der Medusa war ich wirklich gespannt. Wo ich jetzt allerdings einen Spiegel hernehmen sollte, das wußte ich nicht…

***

Sie waren gestartet.

Vicente Paresi, Mort Millori und Abe Holbrook. Letzterer fuhr den dunklen Mercedes. Noch nie hatte er hinter dem Lenkrad eines solchen Wagens gesessen, entsprechend unsicher fühlte er sich, aber die anderen beiden hatten kein Pardon gekannt und bestimmt, daß er den Fahrer spielte. Holbrook mußte sich fügen.

Sie verließen den Ort.

Inzwischen war es so dunkel geworden, daß sie die Scheinwerfer einschalten mußten. Die breiten Lichtspeere warfen ihren hellen Teppich auf die Straße, die sie schon bald verlassen mußten, denn dann ging es in die Prärie.

Der Weg wurde unbequem.
Er war erstens zu schmal, so daß die Zweige der Bäume über das Wagendach kratzten, und zweitens hatten Schlaglöcher ihn zu einer Piste gemacht.
Der Wagen rumpelte hindurch, manchmal schlug er mit dem Auspuff auf, und die Stoßdämpfer ächzten und protestierten. Er schaukelte und quietschte, wurde durchgeschüttelt, und Holbrook schickte so manchen Fluch auf die Reise.
Es ging in die Höhe.
Die beiden Mafiosi fühlten sich unwohl. Immer wieder warfen sie finstere Blicke nach draußen. Solch eine Gegend war ihnen nicht geheuer. Sie fühlten sich im Dschungel einer Großstadt wie London eher zu Hause.
Mort Millori qualmte Kette. Hin und wieder stieß er ein grunzendes Geräusch aus, Zeichen seiner Unmut.
»Wenn du uns in die Irre führst«, meldete er sich aus dem Fond, »dann setzt es was!«
»Nein, nein, ich fahre schon richtig.«
Millori achtete auch auf Verfolger. Hin und wieder drehte er sich um, sah aber kein Fahrzeug, das sich ihnen auf die Spur gesetzt hatte.
Sie schienen mutterseelenallein zu sein.
Schließlich endete der Weg auf einer Lichtung. Reifenspuren deuteten darauf hin, daß dieser Ort des öfteren als Parkplatz verwendet wurde. Der Mercedes war der einzige Wagen, andere standen hier nicht.
»Fahr ihn so, daß die Kühlerschnauze wieder auf den Weg zeigt«, wies Paresi den Elektrohändler an.
Der nickte.
Einige Mühe hatte er schon, den Mercedes zu rangieren. Als er stand, atmeten alle drei auf.
Sie stiegen aus.
Eine seltsame, nahezu bedrückende Stille umgab sie. Da gab es keine Geräusche, da sang kein Vogel, alles war ruhig. Selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein.
Die beiden Mafiosi, eiskalte, brutale Burschen, fühlten sich äußerst unwohl. Das war an ihren Blicken zu erkennen, die sie sich gegenseitig zuwarfen.
»Hast du eine Lampe, Krämerseele?« fragte Paresi bewußt barsch, um seine eigene Unsicherheit zu überdecken.
»Ja.«
»Dann leuchte uns den Weg.«
Abe Holbrook drehte sich einmal im Kreise. Der helle Schein zitterte über die Äste und Zweige der Bäume, ließ sie irgendwie geisterhaft fahl erscheinen und fand dann sein Ziel.

Es war ein schmaler Weg, der noch tiefer in den Wald hineinführte und auch anstieg.
»Den müssen wir nehmen«, flüsterte Holbrook.
»Dann geh!«
Der Kaufmann schritt voran. Er hatte kein gutes Gefühl. In seinen Knien schien Pudding zu sitzen, als er sich unter den herabhängenden Zweigen eines Laubbaumes duckte und den schmalen Pfad betrat.
Hinter ihm gingen Paresi und Millori. Beide hatten ihre Waffen gezogen. Sie wollten so rasch wie möglich reagieren, wenn irgend etwas Unvorhergesehenes geschah.
Es war keiner da, der sie angriff oder sich aus dem Dunkel des Waldes auf sie stürzte.
Stille.
Nur ihre eigenen Schritte hörten sie. Hin und wieder raschelte altes Laub unter ihren Schuhsohlen. Manchmal knackte auch ein kleiner Zweig, ansonsten war es ruhig.
Minuten vergingen.
Mort Millori fluchte als erster. Er verlor immer leicht die Geduld.
»Wenn das eine Falle ist, drehe ich dem Krämer den Hals um«, versprach er.
Holbrook drehte sich um. »Es dauert nicht mehr lange. Wirklich nicht, wir sind bald da.«
»Das will ich dir auch geraten haben.«
Die nächsten beiden Minuten vergingen schweigend. Dann wurde der Weg breiter, der Wald hörte auf, und plötzlich sahen sie das Haus. Alle drei blieben stehen.
»Da ist es«, flüsterte Abe Holbrook.
»Das sehe ich«, gab Paresi ebenso leise zurück. Er stand leicht vorgebeugt und schaute auf das Gebäude, das sich dunkel und irgendwie drohend vom Erdboden abhob.
Wie eine Festung kam es ihm vor.
»Und da hast du das Zeug?«
»Ja.«
Paresi lachte leise. »Wirklich geschickt getarnt. Wer macht sich schon die Mühe, dort nachzusehen. Bist schlauer, als ich dachte, kleine Krämerseele.« Er gab seinem Kumpan ein Zeichen. »Los, wir holen das Zeug endlich.«
Mort Millori ging.
Nach zwei Schritten blieb er stehen und stieß einen Fluch aus.
»Verdammt, da ist jemand.«
Sofort hatte Paresi die Waffe hoch.
»Wo?«
»Am Haus.«
Vicente Paresi drehte den Kopf. Er schaute Abe Holbrook aus kalten

Augen an. »Du hast uns doch erzählt, mein Junge, daß alles in Ordnung wäre.«

»Ist es auch.«

»Aber wenn sich da jemand aufhält, ist es nicht in Ordnung. Siehst du noch was, Mort?«

»Nein.«

»War vielleicht eine Täuschung«, meinte Abe.

Den Schlag sah er gar nicht. Er spürte nur den Treffer an der Wange. Paresi hatte mit dem Handrücken zugeschlagen und sehr viel Wucht hinter den Schlag gelegt.

Der Kaufmann taumelte. Er hielt sich an einem Ast fest, sonst wäre er gefallen.

»Wenn Mort sagt, er hat etwas gesehen, dann stimmt das. Da hast du nicht gegenzusprechen.«

Holbrook nickte. Insgeheim verfluchte er sich, mit solchen Leuten Geschäfte zu machen. Aber er hatte den Hals eben nicht vollkriegen können. Jetzt rächte es sich.

Er bekam von Paresi einen Stoß in die Seite. »Los, geh jetzt weiter! Ich will endlich das Zeug sehen.«

»Keine Angst, es ist da.«

»Das hoffe ich auch. Unsere Verteiler in Brighton warten.«

Holbrook ging. Er spürte das kalte Gefühl im Nacken, denn er wußte, daß dieser Paresi einen Revolver in der Hand hielt. Er hatte sogar auf den Lauf einen Schalldämpfer geschraubt. Wenn er schoß, würde das kaum zu hören sein.

Der Boden vor dem Gebäude war mit Gras bewachsen. Niemand mähte es. Im Laufe der Zeit hatte sich ein kniehoher Teppich gebildet, der Schritte fast bis zur Geräuschlosigkeit dämpfte.

»Verdammt, da ist er wieder!« zischte Millori und riß seinen rechten Arm hoch.

Im gleichen Augenblick traf sie der starke Strahl eines Handscheinwerfers. Eine Stimme klang hinter dem Scheinwerfer auf.

»Bleiben Sie stehen und rühren Sie sich nicht vom Fleck!«

Die drei Männer gehorchten. Sogar die Mafiosi reagierten nicht.

Sie lauerten.

Schritte klangen auf.

Sie kamen auf die Männer zu, die von dem plötzlichen Lichtschein geblendet wurden.

»Kennst du den, Krämerseele?« wisperte Paresi.

»Ja.«

»Wer ist das?«

»Melvin Nichols, ein Polizist.«

»Also doch eine Falle, du Hund!«

»Nein, ich…«

Abe Holbrook sprach nicht mehr weiter, denn Paresi reagierte blitzschnell. Er huschte zur Seite, und dann hörten Abe Holbrook und Mort Millori zweimal das dumpfe ›Plopp.‹ Plötzlich schwankte der Strahl. Ein gräßliches Stöhnen klang auf, im nächsten Moment gab es einen Fall, und der Lampenstrahl leuchtete weit an ihnen vorbei und schnitt eine helle Schneise in die Dunkelheit des Waldes.

»Erledigt«, sagte Paresi.

Millori lachte nur.

Langsam ging der Mörder auf sein Opfer zu. Daneben blieb er stehen und bückte sich. »War tatsächlich ein Bulle«, meldete er. »Idiot, er hätte es besser haben können.«

»Bullen haben immer Pech, weil sie Bullen sind«, sagte Mort Millori. Seiner Logik konnte Holbrook nicht folgen. Ihn hielt die kalte Furcht umkrallt.

Er hatte einen Mord miterlebt. Das schlimmste Verbrechen, das man sich vorstellen konnte. Und er hatte gesehen, wie brutal und eiskalt die Männer reagierten. Über seinen Rauschgifthandel hatte er nie näher nachgedacht, aber jetzt, als er so direkt mit dem Verbrechen konfrontiert wurde, da machte sich sogar Übelkeit in ihm breit. Am liebsten hätte er sich übergeben.

»Komm her, Krämerseele und schau ihn dir genau an«, rief Paresi, wobei er lachte.

Holbrook bereitete es Mühe, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Das Geschehen hatte ihn eben zu sehr erschüttert. Neben dem Toten blieb er stehen.

Paresi hatte sich wieder aufgerichtet und leuchtete den Mann an. Er trug eine Uniform und war tatsächlich Melvin Nichols.

»Sag nur nicht, daß du ihn nicht kennst«, flüsterte der Mafiosi lauernd.

»Ich kenne ihn.«

»Und wie ist er hergekommen?«

Abe Holbrook hob die Schultern. »Vielleicht hat er Verdacht geschöpft«, meinte er nach einer Weile.

»Nicht nur vielleicht, du Idiot. Natürlich hat er Verdacht geschöpft. Das sieht doch ein Blinder.« Paresi spie aus. »Du übernimmst dafür die Verantwortung.«

»Was… was soll das heißen?«

»Erst mal das Kokain«, wich Paresi vom Thema ab. »Los, es wird Zeit. Wir können uns hier nicht noch länger aufhalten.«

Sie wandten sich dem Haus zu. Doch sie kamen nicht dazu, weiterzugehen. Wieder war es Mort Millori, der den Schatten sah.

Er tauchte am Waldrand auf.

»Da ist einer!«

Paresi wirbelte herum und feuerte. Dieser Mann war ein erstklassiger

Schütze. Er traf auch bei den schlechten Lichtverhältnissen, doch dann geschah etwas, das den Männern fast den Verstand raubte. Die Kugeln erreichten ihr Ziel, aber sie blieben nicht stecken, sondern sirrten mit jaulenden Geräuschen als Querschläger davon.

»Verdammt!« flüsterte Mort Millori nur.

Paresi bückte sich und griff mit der freien Hand nach dem Scheinwerfer. Er hob ihn an und führte den Strahl so, daß die Gestalt angeleuchtet wurde.

Die Männer erstarrten vor Schreck. Und selbst den abgebrühten Profikillern verschlug es die Sprache.

Die Gestalt hatte keinen Kopf mehr!

***

Medusa ging voraus. Sie schritt tiefer in den hallenartigen Raum des Erdgeschosses hinein und wandte sich dorthin, wo früher einmal die Tür zum Keller gewesen war.

Jetzt gähnte nur noch ein Loch da.

Ein dunkles Viereck, schaurig anzusehen, hinter dem eine geheimnisvolle Schwärze lauerte.

Sobald Medusa das Rechteck überschritten hatte, begannen die Schlangen auf ihrem Kopf zu leuchten. Sie strahlten ein grünliches, geheimnisvolles Licht ab, das sich auf die Wände legte und dort wie ein Film wirkte. Je tiefer sie in den Keller hineinschritt, um so heller wurde das Licht. Es blieb auch weiterhin auf den Wänden haften und riß die nähere Umgebung aus dem. Dunkel.

Die Treppe war uralt, doch aus bestem Stein gefertigt, so daß sie die langen Jahre überdauert hatte. Den Keller hatte der Bauherr sehr tief angelegt. Medusa und der Sammler mußten zahlreiche Stufen hinuntersteigen, um an ihr Ziel zu gelangen.

Das Gewölbe!

Und hier war das eigentliche Reich des Sammlers. Hier bewahrte er seine Trophäen auf.

Die Köpfe!

Sie waren kaum noch zu zählen. Dicht an dicht standen die Holzstangen mit den steinernen Köpfen auf der Spitze. Sie bildeten einen regelrechten Irrgarten, ein verwirrendes Muster. Es gab zahlreiche Gänge, die quer, längs und diagonal liefen und kaum breiter waren, als ein normal gewachsener Mensch.

Die Schlangen auf dem Kopf der unheimlichen Medusa glühten noch immer. Ihr Licht reichte aus, um in dem Gewölbe Einzelheiten erkennen zu können. So wurden auch die Schädel angestrahlt, und jeder zeigte ein anderes Gesicht.

Keiner war mit einem zweiten identisch.

So wenig sich die Gesichter der Menschen glichen, so verschieden

waren auch die Köpfe.
Da gab es die Schädel von Männern, Frauen und Jugendlichen.
Und alle waren versteinert. Bei den Frauen bildeten lange Haare eine Flut, die dann angeschnitten war.
Die Trophäen der Jahrhunderte standen in diesem Gewölbe, und Dobbs konnte sich Tag für Tag daran ergötzen.
Er sprach mit den Schädeln und er bekam auch Antwort.
Die Magie der Medusa machte dies möglich. So redete der Sammler mit seinen Schädeln, er pflegte sie, freute sich mit ihnen und trauerte. Keiner hatte seine Sammlung bisher gesehen, denn wenn Medusa es wollte, verriegelte sie den Eingang zum Gewölbe durch Schwarze Magie.
Der Sammler schritt durch die Reihen. Hin und wieder blieb er stehen und streichelte einen der Schädel. Für fast jeden hatte er ein paar gutgemeinte Worte, er lächelte, und in seinen kalten Augen lag ein nie erlebtes Strahlen.
»Beeile dich!« forderte Medusa ihn auf. »ich will wissen, was im Ort geschehen ist.«
»Ja, Herrin.«
Der Sammler hatte sich im Hintergrund des Gewölbes aufgehalten. Jetzt kam er hervor und fixierte einen Kopf, der dicht an der Treppe auf einem Pfahl stand.
Dieser Kopf hatte mal einem Mann gehört, dessen Torso jetzt noch durch den Wald irrt. Ty Garret!
Solange der Körper nicht zerstört war, bestand zwischen ihm und dem Kopf eine magische Verbindung. Das heißt, die Empfindungen, die auf den Torso einströmten, konnte der Kopf wiedergeben.
War der Körper einmal zerstört, so blieb auch der Kopf stumm, es sei denn, eine starke Magie schaffte es, ihn zum Reden zu bringen.
Obwohl der Sammler nicht gerade klein war, mußte er doch zu Ty Garrets Kopf hochschauen.
Starr ruhte der Schädel auf dem Pfahl. Er zeigte den versteinerten Ausdruck des Entsetzens, der sich auf den Zügen festgefroren hatte, als Ty starb.
»Hörst du mich?« sprach Dobbs den Schädel an.
Da bewegte sich der Mund!
Es sah unheimlich aus, wie er plötzlich aufklappte, graue Zähne sichtbar wurden und der Schädel anfing zu sprechen. »Ja, ich höre dich, Sammler. Was willst du?«
»Ich will Informationen!«
»Was willst du wissen?«
»Wie ist es deinem Körper ergangen?«
Aus dem Mund des Schädels drang ein kicherndes Lachen. »Ich habe Angst verbreitet. Angst und Schrecken. Die Menschen in der kleinen

Stadt flohen vor mir.«

Der Steinerne klatschte in die Hände. »Das ist gut«, sagte er, »so wollte ich es haben. Und weiter?«

»Ich bin dann gegangen, denn ich habe ja einen Auftrag bekommen.«

»Ja, den wir dir gaben.«

Der Schädel rollte mit den Augen. Fast war das Weiße zu sehen, aber das Licht legte einen grünen Schimmer auf den Augapfel, so daß der Schädel ein noch schaurigeres Bild abgab.

»Ich ging in den Wald, damit ich zu euch kommen konnte. Ich lief weiter. Es war still. Aber ich spürte die Gefahr. Es befand sich noch jemand in der Nähe. Ein Polizist. Er nahm denselben Weg wie ich. Und ich sah auch die hellen Lichter. Sie gehörten zu einem Auto, das den Weg hinauffuhr…«

Auch Medusa hatte die Worte vernommen. An sich hatte sie ziemlich uninteressiert zugehört, doch plötzlich trat sie näher. Der Schädel hatte von Menschen berichtet, die sich dem Haus näherten. Das war mehr als interessant.

»Rede weiter!« zischte sie.

Und der Schädel sprach. »Der Polizist wollte zum Haus. Auch die im Wagen. Sie haben ihn stehengelassen. Drei Männer stiegen aus. Einen nur kannte ich. Es war Abe Holbrook, die beiden anderen haben aber Pistolen oder Revolver.«

»Was geschah?«

»Es geschieht!« schrie der Schädel. »Gerade in diesem Augenblick haben die Männer den Polizisten entdeckt. Er leuchtete sie an, sie schießen, aber man hört nichts. Der Polizist fällt tot.«

»Und du? Was tust du?«

»Ich gehe jetzt näher heran!«

»Zeig dich!« kreischte Medusa. »Zeig dich ruhig und locke sie her, die Verdammten.«

»Ja, ja!« drang es keuchend aus dem Mund des Schädels. Danach verstummte er.

Medusa und der Sammler waren gespannt. Sekunden vergingen, in denen nichts geschah. Auch Ty Garrets Kopf rührte sich nicht. War vielleicht alles umsonst gewesen?

Da, jetzt meldete er sich wieder.

»Sie haben mich entdeckt! Verdammt, sie haben mich gesehen!« Flüsternd und abgehackt stieß der Schädel die Worte aus.

»Was geschieht?« fragte der Sammler.

»Sie schießen!«

Da lachten die Medusa und der Sammler gleichzeitig auf. Schießen konnten sie soviel sie wollten. Die Kugeln würden abprallen, sie richteten an Garrets Torso keinerlei Schaden an.

»Rede weiter!« schrie die Medusa.

»Sie haben aufgehört. Aber ich gehe zu ihnen…«
»Lock sie her!« rief die Medusa. »Lock sie her. Ich will Opfer haben! Opfer…!«

***

Vicente Paresi und Mort Millori hatten nebeneinander Aufstellung genommen.
Sie waren in Combat-Stellung gegangen, stützten ihre Waffengelenke ab und feuerten.
Der Schalldämpfer schluckte nicht nur die Abschüsse, sondern auch das Mündungsfeuer. Nur schwach sah Abe Holbrook das fahle Aufblitzen. Er hätte jetzt die Chance gehabt, zu fliehen, doch er traute sich nicht weg.
Die Angst vor den beiden Mafiosi war zu groß.
Und die Killer schossen weiter.
Ihre Kugeln trafen.
Sie hieben in den Torso, der ging einfach weiter. Dann hatte sich Paresi verschossen. Schnell lud er nach.
»Verdammt!« knirschte Mort Millori. »Der Hundesohn kommt auf uns zu!« Er wandte den Kopf. »Was sollen wir machen, Vic?«
Paresi hatte nachgeladen. »Wir verschwinden«, sagte er.
»Und wohin?«
»Ins Haus natürlich. Ohne den Koks gehe ich hier keinen Schritt mehr weg!«
Der Torso hatte bereits die Hälfte der Distanz hinter sich gebracht. Er ging langsam, ziemlich breitbeinig, aber ungeheuer zielstrebig auf die Männer zu.
Nichts brachte ihn von seinem Ziel ab. Da war er eiskalt, wie eine Maschine. Seine Arme schwangen vor und zurück, genau im Rhythmus der Schritte.
Auch die Mafiosi hatten es jetzt mit der Angst zu tun bekommen. Sie sahen sich zum erstenmal in ihrem Leben einem Gegner gegenüber, der ihnen überlegen war.
Er würde sie killen.
Abe Holbrook kam so schnell gar nicht weg. Er konnte den Blick einfach nicht von der Horror-Gestalt wenden. Und er glaubte sie sogar zu kennen.
Ty Garret.
Ja, das war der kopflose Ty Garret, der Mann, der für ihn das Kokain transportiert hatte. Welch ein Irrsinn!
Mort Millori griff zu. Seine freie Hand wühlte sich in die Schulter des Elektrohändlers und riß ihn herum. »Komm mit, du Dreckskerl!« keuchte er.
Abe stolperte vor ihm her. Wenn er Millori zu langsam ging, bekam

er jedesmal einen Schlag ins Kreuz.

Holbrook keuchte. Er war nichts mehr gewohnt. Aber die Angst brachte ihn auf Vordermann. Er hatte die Arme ausgestreckt und konnte so einen Sturz abfangen, denn er war über eine aus dem Boden wachsende Wurzel gestolpert.

Mort riß ihn hoch.

Während er den Kaufmann auf die Beine zog, schaute er sich um. Der Steinerne hatte zum Glück nicht aufgeholt, er konnte nicht so schnell rennen wie die Männer.

Aber daß sein Ziel ebenfalls das Haus war, konnte man schon jetzt erkennen. Mort bekam Magendrücken, wenn er daran dachte, mit diesem Wesen allein zu sein. Am liebsten hätte er das Rauschgift liegengelassen und wäre so geflohen.

Doch das wollte Paresi nicht.

Er stand schon an der Tür, hielt die Kanone schußbereit und feuerte die beiden Männer an.

»Schneller, zum Henker!«

Sie rannten die letzten Yards. Dann fielen sie förmlich durch den Eingang. Paresi hielt die Lampe, die er zuvor Holbrook abgenommen hatte. Jetzt kam es auf jede Sekunde an. »Wo hast du das Zeug versteckt?«

»D…d… a«, stotterte Holbrook. Er hob den Arm und deutete in eine Ecke des Raumes.

Paresi leuchtete. Mort Millori mußte nachschauen, ob es auch stimmte. »Ich sehe nichts«, sagte er.

»Sie müssen den Stein hochheben«, erwiderte Abe schnell. Er hatte sich bereits in Erwartung der Schläge geduckt.

Millori kam der Aufforderung nach. Man hörte seinen Fluch und ein schabendes Geräusch.

»Hast du es?« fragte Paresi. Er behielt den Eingang im Auge, doch von dem Monster war nichts zu sehen.

»Ja, hier ist was.«

»Und?«

»Eine Tüte.«

Abe Holbrook fiel ein Stein vom Herzen. Jetzt waren die Kerle endlich zufrieden.

»Komm her!« befahl Paresi.

Mort Millori kam. Er hielt eine weiße Plastiktüte in der rechten Faust. Paresi nahm sie ihm ab und steckte sie ein.

»Alles klar«, sagte er. »Abmarsch!«

»Und er?« fragte Millori.

Abe Holbrook war damit gemeint. Der Kaufmann hatte das Gefühl, innerlich zu vereisen.

Paresi schaute ihn an. Dann hob er die Lampe und blendete den

Mann. »Er taugt nichts«, drang seine Stimme hinter dem hellen Lichtkegel hervor. »Er taugt wirklich nichts. Wir werden ihn abservieren.« Ein böses Lächeln umspielte dabei seine Lippen, was Abe Holbrook nicht sehen konnte.

Seine Knie begannen zu zittern. »Bitte«, flehte er, »bitte nicht. Es war doch alles so, wie ich gesagt habe.«

»Trotzdem!« Paresis Stimme klang eiskalt.

Er wollte seinen zweiten Mord begehen, doch die Ereignisse machten ihm einen Strich durch die Rechnung. Dieser eiskalte Gangster hatte die anderen vergessen.

Der Torso tauchte zuerst auf.

»Verdammt, da ist er!« schrie Mort Millori.

Paresi wirbelte herum. Mit dem Lampenstrahl leuchtete er den Steinernen an.

Groß, breit und wuchtig stand er im Türrechteck, das er fast vollständig ausfüllte. Wie ein Wächter, ein Fels in der Brandung, der keinen mehr aus dem Haus lassen wollte.

»An dem kommen wir niemals vorbei«, flüsterte Mort Millori und schüttelte sich.

»Shit«, sagte Paresi. »Mach dir nur nicht in die Hose. Wir nehmen eben die Fenster.«

Alle vernahmen das Lachen.

Es klang in ihrem Rücken auf, und abermals drehten sich die drei Männer.

Niemand hatte gehört, wie er die Treppe hinabgekommen war.

Aber jetzt stand er vor ihnen.

Der Sammler!

***

Ich hatte die Zeichnung auf den Knien liegen, als ich den Weg fuhr, den man mir angegeben hatte. Dean Summer hatte sich wirklich Mühe gegeben, ich fand die Strecke ohne Schwierigkeiten. Allerdings bereitete mir der Weg Mühe, und mein Bentley schaukelte von einer Seite zur anderen.

Schließlich erreichte ich die eingezeichnete Lichtung. Die Scheinwerfer schwenkten herum, und meine Augen wurden groß, als ich sah, was auf der Lichtung stand.

Ein schwarzer Mercedes!

Den Wagen kannte ich doch. Ich fuhr den Bentley noch ein kleines Stück herum, so daß die Scheinwerfer das Innere des dunklen Mercedes ausleuchten konnten.

Der Wagen war leer!

Ich stoppte, stellte den Motor ab und stieg aus. Der Silbergraue stand jetzt neben dem deutschen Wagen.

Noch einmal schaute ich in den Wagen hinein. Er war leer. Ich entdeckte auch keine Kampfspuren, aber ich war mir sicher, daß die beiden Mafiosi den gleichen Weg und vor allen Dingen das gleiche Ziel hatten wie ich.

Wir würden dem Sammler begegnen oder auch der Medusa.

Einen Spiegel hatte ich auf die Schnelle wirklich nicht auftreiben können, deshalb mußte ich achtgeben, daß die Medusa mich niemals direkt anblickte.

Ich öffnete die hintere Haube meines Wagens und versorgte mich erst einmal aus dem Koffer mit Waffen.

Dolch, Dämonenpeitsche, die Beretta trug ich sowieso bei mir und natürlich auch das Kreuz. Leider hatte ich das Schwert des vernichteten Destero nicht bei mir. Es hätte mir sicherlich wertvolle Dienste leisten können.

So verließ ich mich auf meine anderen Waffen.

Dann rammte ich die Haube wieder zu, schaute mich kurz um und machte mich auf den Weg.

Es war so dunkel, daß ich nicht einmal die Zeichnung lesen konnte. Um etwas zu sehen, schaltete ich meine kleine Lampe an und verfolgte mit dem Punkt die von Dean Summer aufgemalten Linien und Striche. Ich fand den schmalen Pfad und brauchte wenigstens nicht quer durch das Gelände zu laufen.

Eine seltsame Stille lag über diesem Teil des Waldes. Das hatte ich schon öfter erlebt. Tiere spüren das Unheimliche viel früher als Menschen.

So muß es auch hier gewesen sein.

Angegriffen wurde ich nicht. Niemand kümmerte sich um mich, und ich stolperte auch nicht über irgendwelche aus dem Boden wachsende Steinköpfe.

Schließlich wurde der Wald lichter, trat zurück, und ich sah das Haus. Wie ein eckiger Schatten hob es sich von der Erde ab. Meine Blicke flogen über die Fassade, ich sah die leeren Fensterhöhlen, den Eingang und hörte die Geräusche.

Keuchen, Wimmern, Klatschen…

Kampfgeräusche!

Für mich gab es kein Zögern mehr. Ich verließ meinen Platz und überquerte geduckt die freie Fläche vor dem Haus. Bis ich stolperte.

Diesmal nicht über einen Stein, sondern einen Toten.

Ich machte Halt, beugte mich hinunter und erkannte den Mann.

Es war der Polizist, mit dem ich unten in Tullham gesprochen hatte.

Er war durch zwei Kugeln getötet worden. Und verdammt, die hatte sicherlich kein Monster abgeschossen.

Die beiden Mafiosi fielen mir wieder ein. Ihnen traute ich solch einen gemeinen Mord zu.

Und dann hörte ich die Schreie!

***

Selbst die beiden abgebrühten Mafiosi, die so manche Gangsterschlacht hinter sich hatten, wurden kalkweiß. Mit allem hatten sie gerechnet, nur nicht mit dem Auftauchen eines zweiten Monsters.

Es war größer als der Torso, das allein bewirkte schon der Kopf auf den Schultern, aber wie auch das andere Monster bestand es aus grauem, leicht glänzendem Stein.

Und es war waffenlos.

Aber es brauchte auch keine Waffe. Die Mafiosi hatten sowieso keine Chance gegen dieses steinerne Untier.

»O verdammt!« heulte Mort Millori.

Er war über das Auftauchen ebenso entsetzt wie sein Kumpan, nur hatte der sich besser in der Gewalt.

Millori trat mit dem Fuß auf. Und dann schoß er. Er feuerte auf die neu aufgetauchte Gestalt. Drei Kugeln hatte er noch in seinem Magazin, und alle drei Geschosse jagte er gegen den Steinernen.

Die Querschläger pfiffen durch die Halle. Sie verletzten den Sammler ebensowenig wie den Körper ohne Kopf.

Millori ließ den Revolver fallen. Der ungeschlachte Kerl zitterte wie Espenlaub und schlug beide Hände vor sein Gesicht. Er konnte es einfach nicht fassen.

»Reiß dich zusammen!« fuhr Paresi ihn an.

Abe Holbrook sagte nichts. Er war auf die Knie gefallen. Seine Augen quollen aus den Höhlen. Die Arme hatte er halb erhoben, die Hände zusammengelegt. So flehte er um Gnade.

Der Sammler kümmerte sich nicht um ihn. Er ging vor, geschmeidiger als der Kopflose, er wirkte auch längst nicht so starr wie der andere. Und er trat zu.

Der Tritt war auf Abe Holbrook gezielt. Der Elektrohändler hatte keine Chance und mußte ihn voll nehmen.

Er gurgelte auf, riß die Arme hoch und fiel zurück. Blut schoß aus seiner Nase, die gebrochen war.

Der Sammler stampfte weiter.

Der Tritt war für die beiden Mafiosi ein Zeichen gewesen. Sie wirbelten herum und hasteten zum Fenster.

Der Torso an der Tür hatte geahnt, was die beiden vorhatten. Er löste sich und warf sich Paresi in den Weg.

Der Killer schoß. Die Taschenlampe hatte er fallen lassen. Aus drei Schritten Entfernung setzte er die Kugel gegen die Brust des angreifenden Monsters.

Wieder jaulte sie ab, wobei der Mafioso Glück hatte, daß sie seinen

Kopf nicht traf. Die Kugel pfiff nur haarscharf an seiner linken Stirn vorbei.

Dann klatschte seine freie Hand gegen den Körper des Steinernen. Da war nichts, keine Haut, keine Wärme, nur der widerlich kalte Stein, Dann traf Paresi der Hieb.

Von unten zog der Torso seine Faust hoch. Paresi glaubte, ein Huftritt habe ihn am Kinn getroffen. Er hörte etwas knacken und wurde zurückgestoßen. Hart fiel er zu Boden, wo er einige Sekunden völlig benommen liegenblieb.

Der Sammler kümmerte sich um Mort Millori.

Trotz seiner Körperfülle erwies sich Millori als überaus wendig.

Als der andere ihn greifen wollte, tauchte er zur Seite weg, und mit einem Känguruhsprung schaffte er es, bis in die Nähe des Fensters zu gelangen.

Diese leeren Rechtecke waren nicht nur höher als normal, sie lagen auch höher.

Mit einem wahrhaftigen Kraftakt gelang es dem Mafiosi, sich auf die Fensterbank zu hieven. Er sah schon die rettende Freiheit, wollte sich abstoßen, da griff der Sammler zu.

Millori schrie auf.

Er hatte plötzlich das Gefühl, mit dem Gelenk in einer Stahlklammer zu stecken, so hart war der Griff.

Der Sammler ließ nicht los.

Verzweifelt warf Millori seinen Körper herum. Mit beiden Händen krallte er sich noch im Mauerwerk fest, doch die Kraft des anderen war einfach zu groß.

Millori kam dagegen nicht an.

Stück für Stück wurde er zurückgezogen, und seine Hände konnten dem Druck nicht mehr standhalten. Die Finger rutschten ab. Zwei Sekunden noch konnte sich Millori halten, dann mußte er loslassen und prallte hart zu Boden.

Dobbs aber lachte.

Er bückte sich genau in dem Augenblick, als Millori sich herumdrehte. Für einen Moment war der Sammler versucht, nach der Säge zu greifen, dann ließ er es bleiben. Dafür wuchtete er Mort Millori hoch, schwang den keuchenden Mann hoch über seinen Kopf und schleuderte ihn dann auf das dunkle Rechteck zu, hinter dem es grünlich leuchtete und wo auch die Treppe begann.

Mort Millori fiel, sich mehrmals überschlagend, die Stufen hinunter und landete dort, wo das Reich des Sammlers war und wo auch Medusa wartete.

Blieben noch Paresi und Abe Holbrook!

Der Mafiosi hatte noch immer mit den Nachwirkungen des Schlages zu kämpfen. Er stand zwar auf den Beinen, aber mehr als wacklig. Er

sah aus, als würde er jeden Moment umkippen.
Und der Torso kam.
Paresi grinste verzerrt. Irgendwie schaffte er es, seine Waffe hochzubekommen. Er wollte einfach nicht glauben, daß diese Monster nicht zu besiegen waren.
Langsam hob er den Arm.
Und schoß.
Er leerte das Magazin. Einige Kugeln trafen auch, während andere an dem Torso vorbeiflogen, weil der Mafioso nicht mehr die nötige Kraft besaß, um die Waffe zu halten.
Dann hatte der Torso ihn erreicht.
Wieder kassierte Paresi einen Treffer. Diesmal traf ihn die Steinfaust mitten im Gesicht.
Der Killer spürte die Schmerzen und wußte, daß nichts mehr heil war. Er konnte kaum noch sehen, wunderte sich, daß er nicht ohnmächtig wurde, und sackte langsam in die Knie.
Der Kopflose fing ihn auf. Er legte seine Hände unter die Achselhöhlen des Killers, schleifte ihn zur Treppe und stieß ihn wuchtig die Stufen hinunter.
Das alles hatte Abe Holbrook mit ansehen müssen. Er war fast wahnsinnig in seiner Angst geworden, kniete noch immer auf dem Boden und sprang erst jetzt auf.
Er wollte wegrennen, da stellte ihm der Sammler ein Bein.
Holbrook stolperte und überschlug sich fast, soviel Schwung hatte er.
Hart fiel er zu Boden.
Augenblicklich war der Sammler bei ihm, bückte sich und hievte ihn in die Höhe.
Abe Holbrook schrie sich die Lunge aus dem Leib…

***

Diesen Schrei hatte auch ich gehört. Ein Alarmsignal!
Ich jagte mit Riesensätzen auf das Haus zu und stand wenig später in der offenen Tür, die Beretta schußbereit in der rechten Hand haltend.
Auf dem Boden lag eine Taschenlampe. In ihrem Licht rechnete ich damit, Medusa zu sehen, doch das erwies sich als Trugschluß.
Dafür sah ich zwei andere, potentielle Gegner.
Die Steinernen!
Und sie befanden sich voll in Aktion. Der eine von ihnen hielt einen Mann umklammert, den ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Er war es auch, der schrie.
Der Steinerne hatte die Arme hoch erhoben und kreiselte mit seinem Opfern herum.
Er sah mich.
Ich wollte schießen, doch der Mensch aus Stein reagierte genau

richtig. Er schleuderte sein Opfer auf mich zu.

Wie eine Rakete kam der Mann angeflogen. Okay, ich hätte ihm noch ausweichen können, doch dann wäre er unter Umständen gegen die Mauer geprallt und hätte sich etwas gebrochen. So ging ich ihm praktisch entgegen.

Die Aufprallwucht schleuderte uns beide um. Ich konnte noch meinen Kopf schützen, dann lag ich auch flach.

Der Mann über mir wimmerte. Darum konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Ich schüttelte die Benommenheit ab und rollte den Knaben von mir herunter.

Die Beretta war mir aus der Hand gefallen. Sie mußte irgendwo in der Nähe liegen. Leider konnte ich sie nicht sehen, aber ich mußte mich eines Angreifers erwehren.

Und das war der Kerl ohne Kopf.

Er wankte auf mich zu, hatte seine Arme ausgebreitet. Ich fragte mich, wieso er mich sehen konnte, wo er doch keinen Kopf besaß, aber das waren zweitrangige Probleme. Erst einmal mußte ich mich gegen ihn stellen.

Noch hatte ich die Dämonenpeitsche.

Während der Steinerne nach mir hieb und ich auswich, schlug ich einmal einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen der Dämonenpeitsche fielen heraus.

Jetzt ging es mir schon besser.

Er kam!

Ich wechselte die Peitsche in die Rechte, griff hart zu und schlug. Die drei Riemen trafen ihn im vollen Lauf. Der Länge nach knallten sie über seinen kopflosen Körper. Regelrechte Bahnen zeichneten sich darauf ab, der Vorwärtsdrang des Monsters wurde gestoppt, es warf die Arme hoch und kippte langsam nach hinten.

Der Steinerne knirschte.

Es waren Geräusche, die mir eine Gänsehaut auf den Rücken zauberten. Wie ein Clown wankte das kopflose Monster von einem Fuß auf den anderen. Die Risse wurden immer breiter. Sie durchzogen seinen Torso wie ein Spinnennetz.

Und dann hörte ich den Schrei.

In höchster Todesnot war er ausgestoßen worden und brach ab, als der Torso zerfiel.

Ich konnte mir vorstellen, was geschehen war. Irgendwo mußte sich der Kopf des Steinernen befinden. Kopf und Torso standen noch immer auf irgendeine Art und Weise in Verbindung. Der eine hatte den Tod des anderen mitbekommen.

Und der Schrei war unten in einem Keller aufgeklungen. Jetzt wußte ich mein weiteres Ziel.

Der Torso verging. Staub blieb zurück.

Grau und unansehnlich…
Ich wollte so rasch wie möglich in diesen geheimnisvollen Keller, doch die Stimme des Mannes hielt mich zurück.
»Mister…«
»Sind Sie verletzt?« fragte ich. »Nein, ich…«
»Dann komme ich gleich. Wo sind die beiden Männer aus dem Mercedes? Unten?«
»Ja.«
»Und was befindet sich da?«
»Weiß nicht. Medusa?«
Ich hörte nicht mehr auf ihn, sondern lief in Richtung Kellertreppe. Es gab keine Tür, nur einen offenen Durchlaß. Unterwegs stolperte ich über die Beretta. Schnell nahm ich die Waffe an mich.
Und dann kam ich nicht mehr weiter. Voll lief ich gegen das Hindernis.
Es war keine Tür, sondern eine Magische Sperre, die aus dem Nichts entstand. Zuerst hatte ich nur ein Flimmern gesehen, dann verdichtete es sich, und ich hatte das Nachsehen.
Hinter mir lachte der andere auf. »Ja, sie wollen dich nicht in den Keller lassen. Ist ganz gut so. Vielleicht bleibst du so am Leben…«
Ich ging zurück.
Der Sprecher hockte auf dem Boden. Sein Kopf pendelte von einer Seite auf die andere. Ich sah das Blut in seinem Gesicht und die schiefe Nase.
Wenn er mehr nicht abbekommen hatte, konnte er froh sein.
Das war leicht zu richten.
Ich blieb bei ihm stehen. »Was wissen Sie?«
»Nichts«, erwiderte er, »nichts.«
»Gibt es noch einen anderen Weg in den Keller?«
»Weiß ich nicht.«
»Wer sind Sie überhaupt?«
Er schaute mich an. »Ich bin Abe, das größte Schwein aus Tullham. Ich habe die anderen betrogen und beschissen…« Er lachte und weinte in einem.
Ich ließ ihn in Ruhe. Diesem Mann konnte vorerst keiner helfen.
Er hatte einen Schock bekommen. Vielleicht sollte man so schnell wie möglich einen Arzt einschalten.
Es waren Gedanken, die durch meinen Kopf wischten, aber nicht so leicht in die Tat umgesetzt werden konnten.
Für mich ging es in erster Linie um die Gegner.
Und da standen die Medusa und dieser andere Steinerne an erster Stelle. Ich ging auf die magische Sperre zu.
Im ersten Moment hatte sie mich überraschen können. Aber auch ich besaß ein magisches Gegenmittel.

Das Kreuz!
Vielleicht konnte ich damit die Sperre zerstören.
Rasch holte ich das wertvolle Kruzifix hervor, wog es kurz in der Hand und näherte mich der Sperre.
Ich streckte den Arm aus.
Das Flimmern wurde intensiver, doch dann hörte es blitzschnell auf, und es entstanden Löcher, als hätte jemand mit der Schere in den magischen Vorhang hineingeschnitten.
Ein letztes Mal führte ich das Kreuz von unten nach oben.
Die magische Sperre verschwand.
Freie Bahn für mich.
Ich machte mich auf den Weg.
Ohne Spiegel…

***

Die beiden Mafiosi erlebten die Hölle!
Sie hatten den Sturz überlebt, wußten aber nicht, ob es besser gewesen wäre, sich das Genick zu brechen, denn so blieb ihnen das Grauen nicht erspart.
Paresi war als zweiter die lange Treppe hinuntergeworfen worden. Dabei hatte er das Gefühl gehabt, jeder Knochen würde ihm einzeln aus dem Körper gerissen.
Aber er überstand den Fall ohne lebensgefährliche Verletzungen, und er fiel in dem Augenblick gegen seinen Partner Mort Millori, als dieser sich erheben wollte.
Gemeinsam landeten sie wieder am Boden und bildeten ein wirres Knäuel. Sie blieben erst einmal liegen. Keinem war es möglich, sich so schnell zu erheben.
Schließlich kroch Mort Millori unter seinem Partner hervor. Sein massiger Körper glitt über den kalten Steinboden, er schleifte durch den Staub, der dem Mann auch in Mund und Nase drang.
Millori stemmte sich hoch. Er war allerdings zu schwach, um auf die Füße zu kommen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich hinzuknien.
Langsam hob er den Kopf.
Ihn traf fast der Schlag, als er sah, wo er gelandet war!
Mort Millori mußte der Keller vorkommen wie der Vorhof zur Hölle. Überall standen Pfähle. Das grüne, magische Licht ließ den gesamten Keller mit seinen makabren Trophäen noch schauriger erscheinen, als er tatsächlich war. Er bot ein unheimliches Bild, und das Licht hatte sich auch über die Schädel gelegt. Irgendwie wirkten sie gar nicht mehr steinern, sondern so, als würde ein geheimnisvolles, unirdisches Leben in ihnen stecken.
Da waren die Augen, die sich bewegten, die Lippen, manche

halboffen, als würde jeden Augenblick ein Schrei aus ihnen hervordringen. Makabre Beweisstücke eines gefährlichen Dämons und der Schwarzen Magie.

Wo war er hier gelandet?

Mort Milloris Angst steigerte sich. Er und Paresi waren harte Brocken, aber dieser Anblick warf auch die beiden Killer völlig aus der Bahn.

Millori drehte den Kopf.

Auch Paresi hatte sich aufgerichtet. Er kniete wie Mort Millori.

Sein Gesicht war gezeichnet. Dreck und Blut hatten einen Film gebildet, und in seinen Augen stand die Angst.

Aber auch die Ratlosigkeit. Paresi wußte ebensowenig Bescheid wie sein Killerpartner.

Und dann bekamen sie zu spüren und zu sehen, wie es war, wenn ein Schädel starb.

Sie hörten den Aufschrei.

Der Kopf, der links von ihnen auf einer Stange saß, hatte den Mund geöffnet.

Aus ihm drang der Schrei.

Er zitterte durch den großen Kellerraum. Im nächsten Moment bekam der Schädel Sprünge, und das Schreien übertönte sogar das Knirschen, mit dem der Stein auseinanderplatzte.

Staub rieselte auf die beiden Männer.

Dann war der Pfahl leer!

»O verdammt!« keuchte Millori. »Wo sind wir hier gelandet?«

»Ich weiß es nicht!« Paresi fiel es schwer zu sprechen. Seine Lippen waren aufgeplatzt.

»Wir müssen hier weg, Vic. Zum Henker, wir müssen hier weg. Ich werde noch verrückt!« Mort Millori stieß die Sätze abgehackt hervor. Auch ihm war es nicht mehr möglich, normal zu reden.

»Ihr bleibt!«

Die kalte Stimme hallte durch das unterirdische Gewölbe und ließ die Männer zusammenzucken.

Sie war von vorn an ihre Ohren gedrungen. Als sie den Kopf hoben, sahen sie die Bewegung.

Er kam.

Der Sammler!

Er bewegte sich zwischen den aufgestellten Pfählen. Die beiden Mafiosi erkannten, daß er durch einen schmalen Gang schritt. Sie hatten beide ihre Köpfe in den Nacken gelegt und starrten ihn aus ihrer knienden Stellung an.

Der Sammler stoppte zwei Schritte vor ihnen. Jetzt neigte er seinen Schädel und schaute sie an. Ein diabolisches Grinsen verzerrte seine Lippen.

»Das ist der Tod!« versprach er mit dumpfer Stimme. »Ihr seid hergekommen, ich werde euch zu meinen Dienern machen und euch in die Sammlung einreihen.«
»Was… was willst du?« keuchte Paresi.
»Ihr werdet Medusa sehen, die Schlangenköpfige.«
Mort Millori konnte mit dieser Antwort nichts anfangen, dafür aber Paresi, denn er war der etwas intelligentere der beiden Mafiakiller.
»Die gibt es nicht!« würgte er hervor.
Der Sammler lachte. »Glaubst du das?« Er drehte sich um und vollführte dabei eine weitumfassende Handbewegung. »Da, ihr braucht nur zu schauen. Seht euch doch die Köpfe an. Das sind die Erben der Medusa. Oder wie sollen sie sonst zu Stein geworden sein?«
Die Antwort reichte Paresi. Er schwieg. Und er wußte, daß sie diesem steinernen Menschen auf Gedeih und Verderben ausgeliefert waren. Ihm und der Medusa.
Sein Innerstes krampfte sich zusammen. Er schluckte ein paarmal, und sein Partner Millori begann zu lachen.
»Ich werde verrückt!« kicherte er. »Ich, nein, wir sollen zu Stein werden…« Er verstummte, denn wie auch sein Partner hatte er das summende Geräusch gehört.
Der Sammler hielt die Säge in der Hand!
Die Augen der Mafiosi wurden groß. Entsetzen zeichnete sich in ihren Blicken ab.
Paresi und Millori rutschten zurück, bis sie die unterste Stufe an ihren Sohlen spürten.
Sie ahnten Schlimmes und bekamen auch gleich darauf die Bestätigung. »Damit«, versprach der Sammler, »werde ich euch eure Köpfe abschneiden, wenn sie zu Stein geworden sind. Es ist eine Steinsäge, sie hat mir schon gute Dienste geleistet.« Er lachte, verstummte jedoch sehr schnell, denn er hatte Schritte vernommen.
Der Sammler drehte sich um.
Die Mafiosi hielten den Atem an.
»Sie kommt!« rief der Sammler. Er lachte wild. »Medusa kommt…«

***

Dobbs hatte nicht gelogen. Medusa kam tatsächlich.
Plötzlich wurde es still in dem Gewölbe. Die Killer hörten die Schritte. Noch waren sie etwas weiter entfernt, aber sie wurden von Sekunde zu Sekunde lauter.
Die Dämonin näherte sich…
Sie schritt den Gang entlang, den auch der Sammler genommen hatte. Und sie ließ sich Zeit.
Aber man hörte ihre Stimme.
»Zwei neue Opfer«, sagte sie. »Ich freue mich schon darauf, wenn sie

mich ansehen. O ja, mein Gesicht wird euch gefallen. Ganz sicher werdet ihr Spaß daran haben…«

Und dann war sie zu sehen.

»Schau nicht hin!« krächzte Paresi, der die Sage um diese Frau sehr gut kannte.

Aber Millori hörte nicht und es passierte nichts.

Medusa hatte ihren Kopf verhängt. Ein dunkles Tuch verbarg das Gesicht.

Unter dem Tuch bewegten sich die Schlangen. Sie ringelten auf und nieder, der Stoff geriet in wallende Bewegungen, und als nichts geschah, schaute auch Paresi auf.

War das Ganze nur Bluff?

Kein Gesicht, keine Schlangen…

Paresi wußte es nicht. Wenn er sich jedoch die zahlreichen versteinerten Köpfe anschaute, dann wollte er an einen Bluff nicht so recht glauben.

Nein, sie spielte nur mit ihnen.

»Wer war da ungläubig?« fragte die Frau.

»Beide«, erwiderte der Sammler.

»Dann werden wir sie mal vom Gegenteil überzeugen«, sagte die Medusa, hob ihren rechten Arm, und die fünf Finger krallten sich in das Tuch.

Mort Millori blieb stumm, aber Paresi reagierte. »Nein!« krächzte er, »bitte nicht…«

Die Medusa lachte nur. Dann riß sie mit einem Ruck das Tuch ab.

Blitzschnell senkte Paresi den Blick.

Er wollte nicht hinschauen, er wußte um den grausamen Fluch.

Aber Mort Millori starrte die Frau an. Noch nie hatte er etwas von der Sage gehört, das wurde ihm nun zum Verhängnis.

Der Mafioso blickte direkt in das Gesicht der unheimlichen Medusa.

Weit riß er den Mund auf. Er sah die kleinen, grünen Schlangen auf dem Kopf, die einen wilden Tanz aufführten, und er sah das glatte kalte Gesicht der Medusa.

Beides zusammen bewirkte den Schock.

»Mort!« keuchte Paresi. »Mort, was ist mit dir?«

Millori gab keine Antwort. Auch wenn er gewollt hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen. Sein Innerstes schien einzufrieren.

Sämtliche Gefühle erstarrten, und mit ihnen wurde auch die Haut zu Stein. Die Farbe änderte sich, das Helle verschwand und machte einem unansehnlichen Grau Platz.

Bewegen konnte sich Millori nicht mehr. Er war bereits zu einem Steinblock geworden und blieb in seiner knienden Haltung hocken. Mort Millori konnte sich nicht mehr rühren.

Aus vorbei…

Der Sammler nahm die Säge und schaltete sie ein.

Auch Paresi hörte das summende Geräusch. Obwohl er nichts gesehen hatte, wußte er genau, daß sein Kumpan dem grausamen Schicksal nicht entronnen war.

Vicente Paresi dachte in diesen Augenblicken seltsam klar. Und er tat das in seiner Situation einzig Richtige. Er warf sich herum, bedeckte mit der Hand seine Augen und kroch die Stufen der Treppe hoch. Alle Kräfte raffte er zusammen, er wollte aus diesem höllischen Keller entkommen und nicht ebenfalls zu Stein werden.

Da hörte er Medusas Stimme.

»Pack ihn, Sammler! Schaff ihn her!«

Vicente Paresi hatte nicht mehr die Kraft, sich auf die Beine zu stemmen und zu flüchten. Er kam noch eine Stufe hoch, als er die kalte Hand im Nacken spürte.

Dobbs war da!

***

Ich schlich die ersten Stufen hinab.

Selten in meinem Leben war ich so konzentriert gewesen. Ich wußte ungefähr, was mich in dem verdammten Keller da unten erwarten würde.

Medusa!

Und ich besaß keine Waffe, um sie entscheidend zu treffen. Wie sie auf das Kreuz reagieren würde, war mir unbekannt, vielleicht übernahm es die Funktion eines Spiegels.

Der Sage nach hatte ihr ja Perseus den Kopf abgeschlagen.

Wenn das stimmte, durfte sie eigentlich gar nicht existieren. Oder gab es mehrere Medusen?

Wer konnte das wissen?

Ich hielt mich dicht an der Wand. Die Treppe machte einen kleinen Bogen, ich hörte auch Stimmen zu mir hochschallen und identifizierte eine Frauenstimme.

Demnach war Medusa da!

Für mich eine schlimme Erkenntnis, allerdings auch nicht zu ändern. Ich mußte das Beste aus meiner Lage machen.

Die nächsten Stufen.

Grünes Licht Umgab mich. Magisches Licht.

Und dann sah ich den Mann aus dem Mercedes und hörte gleichzeitig die Stimme der Medusa.

»Pack ihn, Sammler und schaff ihn her!«

Hinter dem Kriechenden tauchte dieser Sammler auf. Er verwehrte mir den Blick auf die Medusa. Der Steinerne, der mich schon auf der Straße überfallen hatte, bückte sich und griff mit der freien Hand nach dem Mafioso.

In der anderen hielt er die eingeschaltete Säge.

Ich setzte alles auf eine Karte, sprang die nächsten Stufen hinunter und schrie: »Laß ihn los!«

Der Sammler erstarrte.

Er hob den Blick, sah mich und brüllte: »Da ist er! Da ist der verdammte blondhaarige Kerl!«

Diese Worte waren an Medusas Adresse gerichtet, und mir blieben nur noch Sekunden, um einen Ausweg zu finden.

Ich mußte alles riskieren. Das hatte mit Heldentum nichts zu tun und auch nichts mit dem Wegwerfen des eigenen Lebens. Es war der reine Selbsterhaltungstrieb und der Wille zum Überleben.

Zudem stützte ich mich auf mein Kreuz.

Ich stieß mich ab.

Fünf Stufen trennten mich von dem Steinernen. Bevor der Sammler überhaupt reagieren konnte, flog ich schon auf ihn zu.

Ich prallte gegen ihn, die Riemen der Peitsche berührten seinen Körper, er brüllte dumpf auf, die Säge polterte zu Boden, und dann fielen wir gemeinsam die Treppe hinunter.

Mein Kreuz baumelte außen vor der Brust. Es berührte den Steinernen und fräste ein Loch in seinen Körper. Eine Staubwolke puffte in dem Moment auf, als wir zu Boden prallten.

Mir fuhr der Aufprall durch sämtliche Nervenbahnen, denn ich lag unten, und der Sammler deckte mich mit seinem Körper. Das war mein Glück, so konnte mich Medusa nicht anschauen.

Ich stemmte den Steinernen auch nicht von mir, sondern schlang den linken Arm um ihn und klammerte mich so fest, daß der andere sich kaum befreien konnte.

Aber er löste sich auf.

Dicht vor mir sah ich sein Gesicht. Die tönerne Haut bekam plötzlich Risse, aus denen der graue Steinstaub quoll.

Ich, vernahm das Kreischen der Medusa, brachte meinen rechten Arm unter dem Körper des Sammlers hervor und schoß.

Aufs Geradewohl jagte ich die Silberkugeln hinaus. Viermal drückte ich ab und verzeichnete auch Treffer.

Ich hörte Ein- und auch Aufschläge. Wahrscheinlich hatte ich die Köpfe von den Pfählen geschossen.

Unter meinem Griff zerbröckelte der Sammler zu Staub. Die Wolke hüllte mich ein, seine Stirn sackte ein, die Nase zerfiel, alles wurde brüchig.

Höchstens noch Sekunden konnte ich ihn als Deckung vor mir halten. Ich rollte mich unter ihm weg, hielt meine Waffen dabei fest und kam mit einem Sprung auf die Beine, wobei ich mich, hütete, in das Gewölbe hineinzuschauen.

Statt dessen starrte ich gegen die Wand.

Dann steckte ich die Beretta weg und nahm das Kreuz. Ich hielt es vor mein Gesicht, die Augen hatte ich nur einen Spalt geöffnet.

Ich blinzelte über die beiden Seiten des Querbalkens hinweg.

Wo steckte die Medusa?

Ich sah sie nicht, aber ich hörte ihre Stimme. Sie sprühte vor Gift. »Ich kriege dich, Verdammter. Ich kriege dich!«

»Dann komm her!«

Sie kam nicht, sondern schickte ihre Schlangen. Zuerst hörte ich nur das Zischeln, dann sah ich sie selbst.

Zwischen den aufgestellten Pfählen ringelten sie sich voran. Eine schlängelnde, grüne, sich bewegende Masse, die ihren weiteren Weg suchte und fand. Mich!

Hinter mir kroch der Mafioso die Treppe hoch. Ich ließ ihn laufen. Er war jetzt nicht mehr wichtig. Nur noch die Schlangen und Medusa zählten.

Ich hielt die Peitsche schlagbereit.

Und dann, als die kleinen, grünen Schlangen nahe genüg waren, fuhren die drei Riemen in die Masse der Leiber hinein und schufen dort eine gewaltige Bresche.

Freie Bahn!

Ich wagte es und schritt vor, immer wieder mein silbernes Kreuz vor das Gesicht haltend.

Die Schlangen wichen zurück. Sie spürten die fremde, für sie tödliche Magie und flohen.

Noch immer schrie die Medusa.

»Ich komme!« rief ich.

Sie gab keine Antwort mehr, sondern hielt sich zurück. Doch sie arbeitete mit allen Tricks.

Links von mir begannen die verdammten Pfähle zu wanken. Es waren drei, die mir entgegenstürzten. Ich trat zur Seite und berührte einen fallenden Schädel mit dem Kreuz.

Er zerfiel, kaum daß er den Boden berührt hatte.

Dann blieb ich stehen, denn Medusa hatte wirklich alles eingesetzt. Wie sie das machte, wußte ich auch nicht, jedenfalls gerieten sämtliche Pfähle in Bewegung. Erst zitterten sie nur, dann kippten sie um.

Im Nu sah ich mich eingekreist von einem Gewirr von Stangen und Pfählen. Sie berührten gar nicht erst den Boden, denn sie verkanteten sich ineinander und bildeten somit ein hölzernes Netzwerk, das mich regelrecht einkesselte.

Auch die Schädel blieben nicht auf den Stangen. Sie kippten herunter, schwere Steinköpfe, die, wenn sie mich trafen, mir Verletzungen beibringen konnten.

Ich duckte mich, so tief es ging, und zerstörte auch zahlreiche Köpfe

durch mein Kreuz. Nur schlagen konnte ich nicht. Den Arm mit der Dämonenpeitsche bekam ich kaum hoch, zu sehr war ich durch die kreuz und quer stehenden Stangen und Pfähle behindert.

Ich mußte noch tiefer in die Knie, denn unter den Pfählen konnte ich mich weiterbewegen, weil sie so etwas wie ein Dach bildeten.

So kroch ich tiefer in den Keller hinein. Es gab Stellen, wo ich besser vorankam, dann wieder mußte ich einen Pfahl zur Seite rollen. Dabei durfte ich mich um Himmels willen nicht von der Medusa überraschen lassen.

Schaute sie mich an, erstarrte ich zu Stein.

Es war ruhig geworden, keine Stange fiel mehr um.

Und dann verlosch das Licht.

Es geschah nicht schlagartig, sondern fing an wie im Kino, wenn der Film beginnt.

Langsam wurde es dunkler. Das grüne Flimmern trat zurück und war schließlich ganz verschwunden.

Das hatte mir noch gefehlt.

Ich hockte in diesem verdammten Keller und wußte nicht, wie ich mich aus dem Gewirr befreien sollte.

Ich hängte mir das Kreuz wieder um, damit ich eine Hand frei hatte. Die glitt in die Seitentasche.

Mit spitzen Fingern holte ich meine kleine Lampe hervor. Sie gab zwar wenig Licht, aber sie war besser als nichts.

Plötzlich meldete sich die Medusa wieder.

»Ich komme, mein Freund, ich komme…«

***

Wie ein Tier kroch er die Treppe hoch. Paresi war am Ende seiner körperlichen und seelischen Kraft. Er war mit dem Leben davongekommen und wußte, daß er es nur einem unglaublichen Zufall zu verdanken hatte. Als er die Stufen hinter sich hatte, da atmete er auf. Zum erstenmal fühlte er sich besser.

Er kam auf die Füße. Dabei mußte er sich an der Wand abstützen, seine Nägel brachen an dem rauhen Stein, aber es gelang ihm, stehenzubleiben.

Auf einmal war es dunkel.

Der Mafioso zuckte zusammen. Er hatte gar nicht mitbekommen, wie das Licht langsam verlöschte, nur die Dunkelheit überraschte ihn. Vor der Treppe stehend, drehte er sich noch einmal um und schaute mit einem letzten Blick zurück.

Das war sein Fehler!

Weit unten stand Medusa.

Und sie sah ihn voll an.

Ihr Gesicht leuchtete in der Dunkelheit, von dem Körper war nichts

zu sehen, der Kopf mit den züngelnden, grünen Schlangen schien in der Luft zu schweben.

Vicente Paresi öffnete den Mund.

Er kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Von einer Sekunde zur anderen vereiste sein Körper.

Jede Bewegung stockte, das Blut floß nicht mehr, der Anblick dieser Frau verwandelte Vicente Paresi in eine Steinfigur.

Medusa aber lächelte.

»Alle kommt ihr an die Reihe«, flüsterte sie. »Alle…« Sie drehte sich wieder um. »Und auch noch der letzte, der sich in meinem Reich aufhält…«

***

Ich gab keine Antwort, sondern verhielt mich mucksmäuschenstill. Sollte die Medusa doch anfangen. Allerdings war ich ein wenig zur Seite gerutscht, denn wo ich jetzt hockte, da standen die Balken höher, sie bildeten ein kleines Dach, unter dem ich Schutz gefunden hatte und abwarten wollte.

Ihre Schritte hörte ich nicht. Diese Dämonin schaffte es tatsächlich, sich lautlos voranzubewegen. Nicht ein Geräusch verriet, wo sie sich aufhielt.

Ich hoffte nur, daß sie ihre verdammten Schlangen nicht vorschickte, denn die konnten sich ebenfalls lautlos heranschleichen.

Nein, die Schlangen kamen nicht.

Dafür erschien sie.

Ich ahnte die Bewegung mehr, als daß ich sie sah. Ein Holzbalken nahm mir einen Teil der Sicht, ich hörte das Kichern, dieses Triumphlachen und sah ihr Gesicht!

Wer sie anschaut, wird zu Stein!

Mein Schicksal schien besiegelt zu sein…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 121 »Asmodinas Höllenschlange«